Allgemeines
Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Sechsunddreißigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

1831.

Mammuth (Petref.), 1) (Mammouth, nordischer Elephant, elephas primigenius, el. jubatus, el. mammouteus, Petref.), Art der urweltlichen Elephanten, mit breiten Kauleisten auf den Backenzähnen, dem asiatischen Elephanten am meisten ähnlich; ist jedoch größer, dicker, hat einen längern Schädel, abgestutztes Kinn, häufigere Leisten auf den Zähnen, längere Hauer; seine Knochen finden sich versteinert in Amerika, Europa, Asien im aufgeschwemmten Lande, vorzüglich häufig in Sibirien, wo sie ausgegraben und die Stoßzähne besonders als Handelsartikel (fossiles Elfenbein) benutzt werden. Ein durch die Kälte erhaltenes Individuum dieser Art fand sich am Ausflusse der Lena in Sibirien, wo es 1806 auf kais. russ. Befehl untersucht und das Skelett (fast ganz unbeschädigt) in Petersburg aufgestellt wurde. Es hatte dreierlei dichte Haare (war also für nördliche Gegenden gebildet), fußlange, steife, schwärzliche, dann rothbraune, ebenfalls steife, doch kürzere und darunter rothbraune wollenartige Haare, am Halse fand sich eine lange Mähne. Die Stoßzähne sollen so hoch wie das ganze Thier, das ist 9 Fuß, gewesen sein, die Länge des ganzen Thieres aber 15 Fuß. Demnach hätte es sich in morastigen, wasserreichen Gegenden aufgehalten. Die Meinungen über den Tod dieser Thiere sind verschieden. Einige meinen, die Leichname seien von Indien herübergeschwemmt worden; wahrscheinlicher aber sind diese Thiere ruhig gestorben und durch die Länge der Zeit nach und nach mit Erde bedeckt worden. 2) Fälschliche Benennung

für den europäischen Elephanten (elephas antiquitatis), dessen Knochen sich ebenfalls, doch seltener und meist in Deutschland (z. B. im Rheinthale, bei Eichstädt, bei Minden) urweltlich finden, der aber dem afrikanischen mehr gleicht. 3) Afrikanischer M., s. u. Mastodon.

Mänaden (von μαινομαι, ich rase) hießen die Bacchantinnen, die Priesterinnen des Bacchus.

Mancando (abbrevirt manc.), abnehmend, bezeichnet in der Tonkunst, daß das Zeitmaß eines Tonstücks immer langsamer werde und der Ton allmälig schwinden soll.

Manchester, große Fabrikstadt Englands, am Einflusse des Irk in den Irwell, der durch den Bridgewater-Kanal mit der Mersey und mit Liverpool in Verbindung steht; mit der Vorstadt Salford 21,156 H. 160,000 Einw., und mit den eingeschlossenen Dörfern 165,700 Ew. Die Stadt ist ein Hauptfabrikort in baumwollener Waaren und Garnspinnerei, Hut- u. Papierfabriken, Eisengießereien, Kanalschifffahrt, weit verbreiteter Handel, physikalische und ökonomische Gesellschaft.

Mandarin, ein portug. Wort (von mandare, befehlen), bezeichnet jeden öffentlichen Militair- oder Civil-, geistlichen oder weltlichen Beamten im chinesischen Reiche, seine Würde sei groß oder klein. Das chinesische Wort dafür ist Quang oder Quang-fu. Man erkennt den Grad der Würde an Pfaufedern u. der Farbe der Knöpfe, welche die Mandarinen auf der Mitte ihrer Hüte tragen: roth ist die erste, dann folgen blau, weiß, vergoldet und versilbert. Roth und blau haben Unterabtheilungen in dunkel und durchsichtig. Außerdem sieht man bei Hofe noch zwei andere Kennzeichen der höhern Würde. Die Staatsgewänder aller Mandarinen haben auf der Brust und auf dem Rücken viereckige reiche Stickereien; aber Unterkönige, Kolao's (d. i. Cabinetsminister) und Prinzen haben runde, nicht nur auf

der Brust und dem Rücken, sondern auch auf den Schultern ihrer Gewänder. Ferner sieht man viele in Gelb gekleidet, eine Farbe, die bloß von den Vornehmsten und solchen getragen wird, denen der Kaiser Erlaubniß dazu ertheilt, als Ministern, Vicekönigen, Verschnittenen u. s. w.

Mandat, 1) Bevollmächtigungsvertrag, Vollmacht, Auftrag; 2) eine richterliche Verfügung, durch welche auf des Klägers einseitiges Anbringen der Gegenpartei etwas anbefohlen oder verboten wird. Daher ein Proceß, der mit einem solchen Mandat anfängt, Mandatsproceß heißt. Der Befehl ist unbedigt, sine clausula, wenn sich aus dem Vortrage entnehmen läßt, daß keine rechtliche Einwendung dagegen stattfindet; bedingt, cum clausula, wenn dem Beklagten dabei nachgelassen wird, seine Einwendungen gegen das Mandat in einer bestimmten Frist auszuführen. 3) hießen Mandate, Territorialmandate, eine Gattung Papiergeld zur Zeit des republikanischen Frankreichs. Nachdem die Assignaten, denen Robespierre einen gezwungenen Cours zu erhalten gewußt hatte, durch die Gewalt der öffentlichen Meinung zu nichts herabgesunken und dadurch die Nationalgüter, die man als eine Hypothek für ihre Einlösung angewiesen hatte, frei geworden waren; nachdem ferner die Regierung vergebens eine Anleihe zur Bestreitung der Kriegskosten und anderer Staatsausgaben eröffnet hatte, schuf sie dieses neue Papiergeld unter dem Namen der Mandate, die im Grunde ebenfalls Assignaten waren, denn auch sie waren Anweisungen auf den Verkauf der Nationalgüter, hatten jedoch vor den Assignaten einen doppelten Vorzug. Erstlich hatten sie eine specielle Hypothek auf einzelne, auf einer Tafel namentlich aufgeführte Güter, da die Assignaten nur im Allgemeinen auf die Nationalgüter fundirt waren; zweitens konnten die Mandate jeden Augenblick realisirt werden, indem deren Inhaber, ohne alle Weigerung und

Formalitäten, in jedes auf der Unterpfandstafel verzeichnete Gut, sobald er sich deshalb melden und den vierten Theil des Preises hinterlegen würde, sofort eingesetzt werden sollte. Es wurden ihrer anfänglich für 600 Mill., aber bald darauf (18. März 1796) für 2,400 Mill. erschaffen. Man gab ihnen einen gezwungenen Cours, wodurch es der Regierung gelang, die Kosten des bevorstehenden Feldzuges zu bestreiten; allein kaum war dies geschehen, als sie ebenfalls fast zu Nichts herabsanken; sie wurden daher theils eingewechselt und vernichtet, theils verschwanden sie von selbst. Statt unter seiner Last zu erliegen, verdankt Frankreich diesem Papiergelde seine Rettung. Das Uebel trug durch sein Uebermaß sein Heilmittel zugleich in sich, und auch hier, wie im ganzen Laufe der Revolution, waren die Wirkungen immer anders, als man erwartet hatte.

Mandeln sind die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaums: **Amygdalus Linn.** Man hat zwei Arten: süße, die ein mildes Oel enthalten und als Nahrungsmittel und Arznei gebraucht werden; bittere, die Blausäure enthalten u. giftige Wirkungen, in großen Quantitäten genossen, auf Thiere und selbst Menschen äußern. Der Mandelbaum kam aus dem südwestlichen Asien und Nordamerika; ist aber jetzt auch im mittäglichen Europa einheimisch; in Deutschland, wo man ihn, seiner schönen rothen Blüthe wegen, in Gärten zieht, bringt er die Frucht nicht zur Reife. Die besten Mandeln sind die länglichen aus Malaga. Die aus Valenzia und die italienischen Ambrosiamandeln stehen ihr nicht nach. Die bittern Mandeln kommen aus der Türkei. Knackmandeln sind die Mandeln mit der Schale. Mandeln (tonsillae) nennt man auch zwei große Drüsen, oben am Schlunde zu beiden Seiten des untern Theils der Zunge. Sie sind locker und schwammig; sie entzünden sich leicht, schwellen dann an und bilden leicht eine anhaltende Intumescenz.

Mandeville, 1) (John de), geb. in England 1300; begab sich, begierig zu reisen, 1327 in den Dienst des Sultans von Aegypten, später in den des Großkhans von Kathai (China), besuchte mehrere Länder Asiens, Afrika's und Europa's, kehrte 1356 zurück, starb 1371. Seine Werke sind meist Compilationen. Seine Reisen sind in verschiedenen Sprachen erschienen; englisch, London 1499, zuletzt 1727, lateinisch, Lyon 1480, deutsch Augsburg 1481, 1482, 1484, italienisch 1480 und in mehreren Jahren. 2) (Bernhard von), geb. zu Dortrecht von einer französischen Familie 1670, starb als Arzt zu London 1733, war entschiedener Antimoralist, dessen mit manchem Wahren vermischte Sophisterien von Berkeley, Will. Law und Bluet heftig bestritten wurden; schrieb: »the fable of the bees,« London 1714; sechs Gespräche, zur weitern Rechtfertigung seiner Behauptungen; »Enquiry into the origin of moral virtues,« 2 Bde., London 1732. Hier erklärte er die philosophische Tugend für eine Erfindung von Betrügern, die christliche für ein Produkt der Narrheit; »Free thoughts or religion, the church, governement,« London 1720, 23, 29; deutsch, 1726; französische Uebersetzung seiner Schriften, 4 Bde., London 1740.

Mandoline (ital. Mandola, Mandora), ein kleines mit vier Saiten bezogenes, lautenartiges Instrument, welches sowohl mit einem Federkiel als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Man hat auch dergl. Instrumente mit sechs und mehr Saiten, die folglich der Laute noch ähnlicher sind. Als Virtues auf diesem dürftigen Instrumente ist der Italiener Vinercati auch in Deutschland bekannt, so wie es überhaupt vorzüglich in Italien im Gebrauch ist. Die viersaitige Mandoline bekommt die Stimmung der Violine, die Saiten sind Stahl- und Messingsaiten.

Mandragora nannten schon die Alten eine Wurzel, welche

zweigespalten wächst und Aehnlichkeit mit der Menschengestalt hat. Daher legte man ihr auch Wunderkräfte bei und nannte das Kraut derselben Circeam.

Mandschu (Mandschuren), 1) (Geogr.), mongolischer Volksstamm in Asien, meist in China wohnend und hier herrschend, hat seine Heimath in Nordost-Asien im südöstlichen Sibirien ꝛc., und theilt sich in Tunguſen, Dauren, Yubi, eigentliche M. u. a. Stämme. Nach der Besiegung der Chinesen hat er die Sitten dieser angenommen, u. sich meist mit ihnen vermischt. Der eigentliche M. ist besser gewachsen als der Chinese, von Charakter rauh, doch offen, ehrlich, sanft, doch schmutzig, meist arm. In ihrer Heimath, der Mandschurei, sollen kaum noch 10,000 Familien wohnen, die sich von Jagd, Fischerei und Viehzucht nähren, einen Gott (Kaiser des Himmels) verehren, und sich in die Madschari, Moko und Niutsche theilen. 2) (Gesch.): Die M. waren früher unter dem Namen Kin oder Niudschen bekannt, und seit 926 den Kitanen unterworfen, empörten sich 1114 unter Okota und stifteten 1118 das Reich Kin in China. Nachdem Taitsong 1125 das Reich der Kitanen in Nord-China zerstört, wandte er sich gegen die ihn zu Hülfe rufenden Song, und zwang Wentsong zur Abtretung von ganz Nord-China. Nicht minder fielen auch die bisher dem Kin zinsbar gewesenen Mongolen ab, und 1212 legte der vorher tributpflichtige Dschingiskhan u. 1215 auch Ningtsong dem Kin selbst Tribut auf. 1230 aber ward von Oktai auch Süd-China erobert. 1556 erschienen inzwischen die Kin wieder unter dem Namen der M.; denn sie hatten in Leatong Aufnahme gefunden, und 1616 machten sie, in China einfallend, indem innere Empörungen das Reich zerrütteten, große Eroberungen. Da mit dem Tode des Kaisers Wentsong die Regentenfamilie erlosch, kam es zu einem Ver-

gleiche mit den M., die nun unter Tsonte und dessen Nachfolger sich des chinesischen Reiches bemächtigten. S. China.

Manelli (Pietro), komischer Sänger; kam um 1750 an der Spitze einer Gesellschaft von Sängern des ital. Intermezzos nach Paris, und gewann das Publikum durch sein komisches Talent bald für sich. Es entstand ein lebhafter Streit über ihn, und ein Kampf der neueren italienischen mit der altfranzösischen Musik. Die Partein gaben sich den Namen Buffonisten und Antibuffonisten. Parteihäupter waren J. J. Rousseau und Grimm. Die italienische Musik blieb zuletzt siegreich.

Manen (Manes), bei den Römern, die Seelen der Verstorbenen. Das Wort hat also eben die Bedeutung, wie Lemures. Wenn sie wohlthuend waren, nannte man sie Laren, waren sie aber schädlich, Larven od. Manien. Einige halten sie auch für die bösen und guten Genien der Menschen, welche diese bei ihrem Leben begleiten. Auch sie wurden nach dem Tode des Menschen zu Laren oder Larven, je nachdem sie gut oder böse gewesen waren. Den Namen Manen bekamen sie nach Einigen von einem alten Worte manus (gut); man nannte sie aber die guten Geister in eben dem Sinne, wie die Furien von den Griechen Eumeniden genannt wurden. Man zählte die Manen mit zu den unterirdischen Göttern, glaubte aber, daß sie bisweilen auf der Erde erschienen und als Gespenster sichtbar würden. Insbesondere sollten sie an drei Tagen des Jahres, den 30. August, 4. October und 7. November, die Oberwelt besuchen; daher diese Tage für sehr unglücklich bei den Römern gehalten wurden. Den Manen pflegten die Römer ihre Gräber zu widmen, daher über dieselben gewöhnlich die Buchstaben D. M. S. d. i. Diis Manibus Sacrum gesetzt wurden. Bei mißlichen Umständen einer Schlacht pflegten sich ihnen auch die römischen Feldherren zu weihen. Wenn man glaubte,

daß sie erzürnt wären, so mußte der Pontifex Maximus Mittel, sie wieder zu versöhnen, angeben.

Mangan, Braunsteinmetall, ist von grauweißer Farbe, von körnigem Gefüge, starkem Glanz und in der Härte dem Eisen nachstehend. Zähigkeit und Geschmeidigkeit scheint es gar nicht zu besitzen, indem es sich leicht zerpulvern läßt. Sein specifisches Gewicht soll = 8,01 sein. Es ist nicht magnetisch, scheint aber dem Magnetismus des Eisens durchaus nicht hinderlich zu sein. An der Luft verbreitet es einen Geruch nach stinkendem Fett und verändert sich fast augenblicklich, läßt sich auch selbst unter Alkohol nicht aufbewahren. Zum Schmelzen erfordert es eine noch größere Hitze als das Roheisen; es verschlackt sich dabei leicht, wenn die Luft nicht abgehalten wird. Man kennt fünf Oxydationsstufen. Die fetten Oele, besonders aber die Säuren, lösen die Kalke in der Hitze auf, die Alkalien wirken auf dem trockenen und mehrere auch auf dem nassen Wege darauf ein. Mit dem Eisen kommt das Mangan häufig vor und gibt ihm eine größere Härte. Die reinen Manganerze werden beim Glasmachen und zur Emaillemalerei angewendet. Der schwarze Mangankalk färbt die Gläser roth oder violet, je nachdem er in geringerer oder größerer Menge angewendet wird; ein brennbarer Körper (Holz oder Kohle) entzieht dem Glase die Farbe und deshalb dient das Manganerz auch zum Entfärben des grünen Glases, färbt dasselbe aber selbst röthlich, wenn es in zu großer Menge genommen wird.

Mangili (Giuseppe), geb. zu Caprino im Bergamaskischen 1767, zeichnete sich im Fache der Naturwissenschaft höchlich aus Er war ein Freund Mascagins und im anatomischen Theile Mitarbeiter Felix Fontana's. Auf die Empfehlung Scarpa's 1799 zum Nachfolger Spallanzani's ernannt, verwaltete er mit großem Beifalle dieses Amt. Seinen »Abhandlungen über die winterschlafenden Säuge-

thiere« ward der Beifall aller Gelehrten Europa's zu Theil. Auch über das Vipern-Gift schrieb er ein interessantes Werk, worin er das Ammoniak als das beste Gegenmittel aufstellte. Seine wichtigsten Schriften behandeln die Lehre von der Lebenskraft. Er starb am 15. Novbr. 1829.

Mani, Manichäer. Von dem Stifter dieser merkwürdigen Sekte hat die Geschichte zwei verschiedene Nachrichten; doch zuverlässiger, als die arabische aus dem 10. Jahrh., die ihn zu einem vornehmen Magier, kunstreichen Maler u. christlichen Priester macht, übrigens aber nichts merkwürdiges Neues von ihm sagt, scheint die viel ältere, in den christlichen Kirchenschriftstellern aufbehaltene Erzählung zu sein. Nach dieser kam er im Knabenalter als Sklav unter dem Namen Kubrikus zu einer begüterten Witwe in Persien, bei der er die 4 Bücher des Skythianus, eines sonst nicht bekannten ägyptischen Schwärmers, dessen Schüler, Terebinthus oder Buddas, sie ihr hinterlassen hatte, unter den Titeln Geheimnisse, Hauptstücke, Evangelium (Arzeng) und Schatz vorfand. Die Witwe nahm ihn als Sohn an, und ließ ihn in der Philosophie und Religion der Magier unterrichten. Fünf Jahre nachher starb sie; ihr Tod setzte den 12jährigen Knaben in den Besitz ihres Reichthums und der, wahrscheinlich durch Zusätze des Buddas vermehrten, skythianischen Schriften. Er hatte schnellen Begriff, glühende Lernbegierde, phantastischen Geistesschwung, welcher, sowohl wie sein Stolz, durch die Erlernung vermeinter erhabener Geheimnisse sich immer höher hob. So entfaltete sich immer mehr im fähigen, aber aufgeblasenen, Schwärmer der künftige Stifter einer merkwürdigen Sekte. Das Andenken seiner Knechtschaft zu vertilgen, gab er sich den Namen Mani, welcher auf chaldäisch ein Gefäß, auf persisch Rede bedeuten soll. Die Griechen nannten ihn Manes. Bei allen Bestrebungen seiner Eitelkeit gelang

ihm gleichwohl nicht, während seines Lebens die neue Lehre weit zu verbreiten. Man spricht nur von etlichen und 20 seiner Anhänger, unter denen er 7 Auserkorne soll gehabt haben, deren meist Begünstigte 3 waren, Thomas, Addas und Hermas. Einen größern Schauplatz zu finden, begab er sich nach Ktesiphon, der Hauptstadt und dem Königssitze des neupersischen Reiches. . Hier dolmetschte er die Bücher des Skythianus und des Terebinthus ins Persische und sandte zwei seiner vertrautesten Jünger, Thomas und Addas, jenen nach Aegypten, diesen nach Skythien, um mit seiner Weisheit diese Völker zu erleuchten. Nun ward der Sohn des Königs Sapor krank. Schwindelnd von Hoffnung, in seinen geheimen Wissenschaften unfehlbare, sei es natürliche, sei es übernatürliche, Heilmittel zu finden, meldete sich Manes und verhieß, den königlichen Knaben gesund zu machen. Der König hatte eine Unterredung mit ihm und ward von ihm eingenommen, die Aerzte mußen den jungen Fürsten verlassen, dem Manes Mittel reichte, worauf ihm bald der Kranke unter den Händen starb. Zürnend ließ Sapor den Manes in Bande legen, in denen er lange schmachtete. Indessen kamen seine ausgesandten beiden Jünger wieder heim, fanden Mittel, ihn im Kerker zu besuchen, erzählten, wie sie seine Lehre hätten verbreiten wollen, aber keinen Erfolg gehabt, woran vor allen die Christen Schuld wären. Sie baten ihn, seiner Philosophie zu entsagen, welche überall gehöhnt und verworfen würde. Aufmerksam gemacht auf die Christen, verschaffte er sich unsere göttlichen Schriften, und als er darin fand, daß Christus verheißen hätte, einen andern Paraklet (Tröster, Erinnerer) nach seinem Hingange zum Vater zu senden, wandte er, vielleicht selbst durch Eitelkeit bethört, diese Verheißungen auf sich an und fügte Zusätze aus dem Christenthume, wie es ihm gut däuchte, zu seiner, schon ohnehin aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Lehre. Nach-

dem er sich der Haft entzogen und auf Arabion, einer Veste an den Grenzen Mesopotamiens, neue Jünger gesammelt hatte, suchte er unter dem Namen eines Apostels Jesu Christi, nach der arabischen Erzählung auch begünstigt von Sapors Nachfolger Hormisdes (Hormuz) (272 n. Chr.), die Christen in jenen Gegenden zu seiner Lehre zu bekehren. Bei diesen Bemühungen soll er von Archelaus, einem christlichen Bischofe zu Kaskar (Chmrrá) in Mesopotamien, in 2 Disputationen überwunden, bald auch wieder am persischen Hofe verdächtig und 277 n. Chr. auf Befehl des Königs Varacces (Vaharam) hingerichtet (die christliche Nachricht sagt geschunden) worden sein. Obgleich die Zeugnisse der Alten von der Lehre der Manichäer manchmal nicht ganz übereinstimmen, haben wir dennoch von dieser Häresie sehr sichere und vollständige Kunde, da der heilige Augustin sie in verschiedenen Schriften bekämpft hat, nachdem er selbst ihr in der Jugend angehangen. Manes nahm zwei Grundwesen an, ein Gutes (Licht) und ein Böses (Finsterniß), welches dem erstern in allen Stücken entgegentritt; jedes von unzähligen aus ihm ausgeflossenen gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, die in 5 Elementen, oder, wie Stockwerke über einander gethürmten Sphären wohnen; im Reiche des Guten gehen Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Aether; im Reiche des Bösen aber Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch hervor, aus denen dann wieder ihnen ähnliche Kreaturen entspringen. Beide Grundwesen waren lange in Streit mit einander und während desselben erblickten die bösen Kräfte das ihnen vorher ganz unbekannte Lichtreich. Dies zu erobern machte das böse Princip, Hyle oder Teufel genannt, Friede unter den Seinigen; das Gute hingegen erzeugte die Mutter des Lebens und aus dieser den ersten Menschen, um den Seinigen einen Anführer in ihm zu geben. Dieser suchte die Kräfte

der Finsterniß durch List und Liebe zu bezwingen; allein viele Lichtseelen und selbst sein eigener Sohn, der leidensfähige Jesus, wurde vom Teufel und seinen Aeonen verschlungen. Hierauf sandte Gott den heiligen Geist zu Hülfe, der die Feinde fesselte und das Weltgebäude schuf. Der Teufel aber, um das Böse in die Welt zu bringen, erzeugte den Menschen, dessen Körper und sinnliche Seele seinem Reiche angehören, dessen vernünftige Seele aber von dem, in jenem Kampfe von dem Teufel verschlungenen Lichtstoffe ist. Deshalb sehnen sich auch die Menschen zu dem Lichte zurück, und zu ihren Gunsten sandte Gott seinen Sohn Christus (vom leidensfähigen Jesus verschieden) in die Welt, der aber nicht Mensch wurde, sondern was das Evangelium erzählt, ist bloß Schein, sein Leiden, Tod u. Auferstehung sind nur Sinnbilder der menschlichen Läuterung durch Entsagung, Tod und neues Leben. Ehe er seine sichtbare Gegenwart den Menschen entzog, verhieß er ihnen den Paraklet (Tröster, Ermahner), der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Und dieser war nun gekommen; er war kein anderer als Manes. Durch Befolgung der Lehre Christi werden die Menschen fähig, wieder ins Lichtreich zurückzukehren, ihr heimisches Gefilde. Das verschiedene Verhalten der Menschen hienieden bestimmt deren verschiedenes Schicksal nach dem Tode auf dreifache Weise. Diejenigen, welche den Vorschriften Christi vollkommene Genüge geleistet haben, müssen gleichwohl noch eine Reinigung ausstehen. Seelen, welche nicht so vollkommen, wie jene, nach der Lehre Christi gewandelt haben, sind der Seelenwanderung unterworfen. Je nach verschiedenem Verdienste müssen sie in verschiedene Leiber anderer Menschen, oder Thiere, auch in Pflanzen übergehen, ehe sie zur Seligkeit erhoben werden. Welche aber entweder die Wahrheit nicht erkannten oder freventlich sündigten, die werden zur Hölle verdammt; einige gleich nach dem Tode, andere nach Durch-

wanderung mehrerer Körper. Das Höllenfeuer, obschon bestehend aus einem Elemente des Nachtreiches, hat dennoch Kraft zur Läuterung bis auf einen gewissen Grad. Ist dieser erreicht worden, so gehen die Seelen in andere Leiber über. Bessern sie sich nicht, so werden sie wieder in die Hölle gestürzt, wo sie bleiben bis ans Ende der Welt. Die Leiber stehen nicht wieder auf. Sie wurden gebildet aus Elementen des Reichs der Finsterniß, und sind nur Gefängnisse der Seelen. Ein großes Feuer wird die Welt verzehren. Dann werden die Seelen, welche nicht würdig befunden worden, ins Lichtreich einzugehen, das Amt bekommen, Wache zu halten zwischen diesem und dem Reiche der Finsterniß, auf daß das böse Grundwesen nichts Neues unternehmen könne. Mit diesem Religionssysteme, das in den Büchern des Skytheanus und Manes eignen Zusätzen, Briefen und apokryphischen Schriften enthalten war, aber nur noch in Bruchstücken, welche man in alten Streitschriften, besonders des heil. Augustinus gegen die Manichäer findet, vorhanden ist, hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Die Manichäer verwarfen alle göttliche Schriften des alten Bundes. Nur die 10 Gebote hielten sie für gültig, doch nur als lange vor Moses Zeit bekannt gewesene Gesetze. Die Manichäer hatten zwar die Taufe, ließen aber nur die Auserwählten dazu gelangen, und selbst unter diesen nur diejenigen, welche es verlangten. Sie behaupteten, die Eucharistie zu haben, hatten aber Nichts, was unserm Abendmahl ähnlich war; und da sie sich den Genuß des Weins untersagten, können sie auch darum nicht den gesegneten Kelch gehabt haben. So wie Manes das geistliche Oberhaupt seiner Anhänger gewesen war, wurden auch nach ihm Andere dazu gewählt. Unter dem Oberhaupte standen 12 Lehrer, unter diesen 72 Bischöfe. Jene sollten die 12 Apostel, diese die 70 oder 72 Jünger des Sohnes Gottes vorstellen. Unter diesen standen

Priester, Diakonen u. sogenannte Glaubensboten, welche Gemeinden zu gründen, oder die gegründeten zu befestigen, ausgesandt wurden. Diese ganze Geistlichkeit ward aus den sogenannten Auserwählten erkoren, welche das priesterliche Geschlecht genannt wurden. Aber nicht alle Auserwählte waren dem Gottesdienste gewidmet. Sie hatten auch Jungfrauen, welche sich beständiger Enthaltung widmeten. Die Manichäer hatten weder Tempel, noch Altäre, noch Opfer, noch Bilder, noch Rauchwerk. Den Sonntag hielten sie, fasteten aber an diesem Tage, weil sie sagten, die Welt werde am Sonntage untergehen. Kein Fest, welches Beziehung hat auf die Menschwerdung des Sohnes Gottes, ward von ihnen gefeiert, wohl aber der Todestag Christi; ob der Tag seiner Auferstehung? das ist zweifelhaft. Der Todestag des Manes wurde am feierlichsten von ihnen begangen. Sie errichteten ihm zur Ehre einen, über 5 Stufen stehenden, Lehrstuhl, behingen ihn mit Teppichen und warfen sich vor ihm nieder. Ihr Gottesdienst bestand in Vorlesungen und in Gesang. Sie hatten einige Lieder. Wahrscheinlich predigten sie auch. Sie theilten sich in 2 Ordnungen, deren geringere aus Zuhörern bestand; die höhere aus Auserwählten. Letztere waren zu einer außerordentlich strengen Lebensweise verpflichtet. Sie sollten sich des Weines, des Fleisches und aller animalischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Ueppigkeit, dabei aber auch des Krieges, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, außer Ungeziefer, tödten, und ihr Leben der frommen Contemplation widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommneren erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kindergeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth suchen. Sie wollten für Christen gehalten sein, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst

von Gegnern zugestandenen Ruhmes vorzüglicher Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden, als andere Häretiker. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell genug aus Persien, ihrem Vaterlande, durch den ganzen Orient, bis nach Indien und China hin verbreitet, auch in Aegypten, in der Provinz Afrika, in Italien, Gallien und Spanien. Doch scheint nirgends die Zahl der Manichäer im gleichen Verhältnisse mit ihrer Ausbreitung gestanden zu haben. Der sogenannten Auserwählten mögen wahrscheinlich allenthalben nur wenige gewesen sein. In Nordafrika, wo sie viele, obwohl nicht zahlreiche Gemeinden mit eigenen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. Jahrh. von den Vandalen, im römischen Reiche, besonders in Italien, ausgerottet. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem Anfange des 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östliche Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück und traten in späteren Jahrhunderten nur unter andern Namen, Priscillianisten, Paulicianer u. Katharer wieder auf.

Manier und **Manierirt** bezeichnet im tadelnden Sinne die Eigenschaften eines Kunstwerks, die nicht aus dem Wesen seines Gegenstandes, sondern aus der bloßen Individualität des Künstlers hervorgegangen sind, mithin tadelhafte Eigenschaften, da, gewisse Fälle ausgenommen, die Kunst nach möglichster Objectivität streben soll; im engern Sinne gilt es gleichbedeutend mit Künstelei und gekünstelt; doch wird das Wort Manier auch oft mit Styl gleichbedeutend gebraucht. In einem andern Sinne spricht man von Manieren in der Musik und versteht alsdann diejenigen Verzierungen darunter, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten, oder zwischen denselben vermittelst kleinerer Noten bezeichnet oder auch dem

Geschmack des Spielers oder Sängers anzubringen überlassen werden. Dahin gehören der Triller, Pralltriller, Mordent, Doppelschlag, Schleifer, Vorschlag, Nachschlag, Bebung u. s. w. Oft theilt man die Manieren auch ein in Setz- und Spielmanieren. Zu jenen rechnet man alle Notenverbindungen, die aus der Zergliederung der melodischen Hauptnoten und aus der Vermischung derselben mit Nebennoten entstehen, und von welchen man einige mit besonderen Namen bezeichnet hat, wie z. B. den Laufer, die Walze, den Schwärmer ꝛc. Zu diesen gehören theils die vorhin angezeigten bestimmten Manieren, theils auch Veränderungen der Melodie von unbestimmter Form, womit die Melodie einer Solostimme, besonders in Adagiosätzen, oft verziert wird, deren Gebrauch aber durch den Charakter des Stücks bestimmt sein muß, in welchem man sie anbringt, um demselben größere Mannigfaltigkeit zu geben.

Manifest (manifestum), eine öffentliche Schrift, wodurch ein Fürst oder souverainer Staat sein Recht oder Vorhaben, und die Ursachen desselben bekannt macht. Die gemeinsten Manifeste sind, worin die bewegenden Ursachen eines erhobenen Krieges vorgestellt werden, in welchem Falle es mit der Kriegeserklärung überein kommt, sonst aber davon unterschieden ist, indem diese nur an Feinde, die Manifeste aber an Freunde und Feinde ergehen. In Handelssachen heißt Manifest auch die Urkunde, welche besonders zur Kriegszeit der Schiffer, außer den Verladescheinen, mitbekommt; nämlich ein Verzeichniß von allen Verladern und deren Frachtgütern nach ihren Nummern und Zeichen, desgleichen auch von den Abnehmern der Ladungsstücke, und wo sie wohnen. Ein solches Document wird entweder vom Schiffsmakler, der die Ladung besorgt hat, oder von einem Correspondenten ausgefertigt. Durch Vorzeigung desselben kann sich alsdann der Schiffer gehörig legitimiren. In Kriegszeiten ist dies ein wichti-

ges Certificat; wenn nämlich der Schiffer keine andere als neutrale Güter, und besonders keine Waaren, welche Contrebande sind, hat laden lassen, so wird nach der Aussage, das Manifest durch die Obrigkeit bekräftigt, damit der Schiffer, wenn er angehalten werden sollte, desto leichter die Beschaffenheit seiner Ladung verificiren könne.

Manilius (Marcus), ein römischer Dichter, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus, dessen Lebensumstände unbekannt sind. Merkwürdig ist er weniger als Dichter, als weil er, der Einzige unter den Römern, mit dem Aratos wetteifernd, ein astronomisches Lehrgedicht zu verfertigen versuchte. Wir haben davon nur noch 5 Bücher unter der Aufschrift: »Astronomica.« Es hat keinen hohen poetischen, aber wohl einen wissenschaftlichen Werth; doch finden sich einzelne schöne und glänzende Stellen, wohin besonders die Eingänge gehören. Hauptausgaben sind von Bentley (Lond. 1739, 4.), von Stöber (Straßburg 1767) und von Pingré (Paris 1786, 2 Bde.).

Manilla, s. Philippinen.

Manipel, manipulus, s. Legion.

Manipulation, Behandlung, besonders die magnetische, s. Magnetismus.

Manko-Kapak, der Stifter und erste Inka des peruanischen Reichs, dessen Bewohner noch zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, sein Andenken in hoher Verehrung hielten. Er hatte sie gebildet und mit nützlichen Beschäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekannt gemacht. Er war unter ihnen aufgetreten als ein Sohn der Sonne und lehrte, innerlich und als höchste u. unbekannte Gottheit, Pachakamak, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber und als eine untergeordnete, sichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, seine Mutter, verehren, und befahl, letz-

terer für die Wohlthaten, womit sie die Menschen überhäufte, Opfer darzubringen.

Manlius ist der Name mehrerer berühmter Römer, besonders: 1) Manlius Capitolinus, im J. R. 361 Consul. Er rettete das Capitol, das schon in Gefahr war, von den Galliern erstiegen zu werden, indem er, durch das Geschrei der Gänse aufgeweckt, der erste war, der auf die Mauer sprang, zwei Gallier hinabstürzte und dadurch die übrigen zurückschreckte. Zur Belohnung wurde ihm ein Haus auf dem Capitole eingeräumt; und dennoch befleckte er seinen Ruhm in der Folge durch Verrätherei, indem er erst den Adel und die Reichen beim Volke verdächtig zu machen suchte; dann aber, als er wegen seiner falschen Anklage verhaftet, vom Volke aber wieder frei gemacht wurde, sich an die Spitze der Mißvergnügten stellte. Der Senat verurtheilte ihn, nach langem Hin- und Herschwanken, vom Felsen hinabgestürzt zu werden, und das Urtheil wurde auch sogleich vollzogen (im J. R. 370). — 2) T. Manlius Torquatus, berühmt durch Tapferkeit sowohl, als durch Strenge. Im Kriege gegen die Gallier war er es, der auf die Ausforderung eines riesenförmigen Galliers zum Zweikampfe, gerüstet diesem entgegentrat, ihn erlegte und ihm die goldene Kette vom Halse abnahm (daher sein Name Torquatos: eine Halskette tragend). Einen furchtbaren Beweis seiner Strenge gab er gegen seinen eigenen Sohn, der, wider des Vaters Befehl (als Consuls), sich mit einem feindlichen Trupp, der ihm aufstieß, in ein Gefecht eingelassen hatte. Zwar war es glücklich ausgefallen; allein als er triumphirend zum Vater zurückkam, krönte ihn dieser erst als Ueberwinder, befahl aber dann dem Lictor, ihn mit dem Schwerte hinzurichten!

Mann, s. Geschlecht.

Manna bezeichnet überhaupt verschiedene vegetabilische Sü-

ßigkeiten, welche aus der Rinde gewisser Bäume und Stauden hervorquillen. Vorzüglich wird es von der Tamariske (arab. Tarfa), einem Baume auf dem Berge Sinai, gewonnen, von dessen Dornen es im Monat Juni auf die herabgefallenen Blätter, Zweige ꝛc. herabtropft und vor Sonnenaufgang gesammelt wird. Die Araber reinigen, kochen und seihen es durch ein grobes Tuch und thun es in lederne Schläuche. In unsern Apotheken ist es besonders der verhärtete, widrigsüße, blaßgelbe Saft, der theils aus seiner eigenen Baumart, der Esche, von selbst herausfließt, theils durch tiefe Einschnitte in des Stammes Rinde hervorgelockt wird; dieser letztere setzt sich in kleine Klumpen zusammen und ist fetter und dunkler als jene Art. In Sicilien wird dies Produkt am besten und reichlichsten gewonnen.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Manngericht, Mannengericht (altdeutsches Wort), das aus den Vasallen (Mannen) eines Lehnsherrn bestehende Gericht, um über einen aus ihrer Mitte ein feierliches Urtheil auszusprechen. Daher das Mannrecht, dasjenige, nach welchem adelige Vasallen gerichtet wurden; das Lehnrecht; der Mannrichter, der Richter bei jenem Gerichte; Mannbote, Gerichtsdiener dabei; Manntag, der Versammlungstag der Lehensmänner ꝛc.

Mannheim, Hauptstadt des badenschen Neckarkreises, am Einflusse des Neckars in den Rhein; großherzogl. Schloß, 1586 H. 22,600 Ew. Tabaks-, Leder-, Hut-, Tapeten-, Gold- und Silberwaarenfabriken, Leinen-, Wollen- u. Seidenzeugmanufakturen, Bleichen, Schiffbau, Flußschifffahrt, Handel mit Neckar- u. Rheinweinen, Gemäldegallerie, Pflanzengarten, Bibliothek, Sternwarte, Zeichen-, Musik- und Handlungsschule.

Mannrecht, s. Manngericht.

Mannus (nord. Myth.), ein Sohn Thuiskons und, als einer der berühmtesten Helden der alten Deutschen, nach seinem Tode unter die Götter versetzt, wo er dasselbe, was Mars bei den Römern ist. Sein Bild (die riesenmäßige Figur eines altdeutschen Kriegers, mit einer Thierhaut bekleidet, einen Schild an der Seite und unter einer Eiche, dem Symbol der Stärke, stehend) verehrten lange Zeit die Rugier. Von ihm hat auch das Wort Mann die Bedeutung eines Menschen voller Kraft, Muth und Tapferkeit.

Manoël (Don Francesco), der berühmteste Lyriker in der neuern portugiesischen Literatur, geb. zu Lissabon 1734, starb zu Paris den 25. Februar 1819.

Manoeuvre, dieses französ. Wort hat in der Schifffahrt verschiedene Bedeutungen: 1) heißt es, die stehenden und laufenden Wände, wie auch alles Tauwerk, womit die Masten fest in ihrem Stande erhalten und die Raen, Segel und Anker regiert werden. 2) Das Betauen der Schiffe, oder das Anbringen alles Tauwerks, sowohl des stehenden als laufenden, und was dazu gehört. 3) Die Arbeit der Matrosen an denselben selbst, oder das Bewegen und Regieren desselben, so wie die Kunst, das Schiff durch Steuer und Segel zu regieren, oder die Steuerarbeit. Wenn man aber von dem Manoeuvre einer Flotte spricht, so versteht man darunter die Bewegungen der Schiffe einer Flotte, um sich in diese oder jene Ordnung zu stellen, oder im Segeln irgend eine besondere Wendung zu machen, um eine vorgesetzte Richtung anzunehmen und den bestimmten Punkt zu erreichen. Diese Bewegungen werden nach verschiedenen Anordnungen ausgeführt, indem die Schiffe sie entweder zugleich oder nach einander machen; sie legen nämlich zugleich oder eins nach dem andern in einem bestimmten Punkte um ꝛc. Bei den Landtruppen versteht man unter M. die mancherlei Handgriffe, Wendungen, Bewe-

gungen und Evolutionen der Soldaten, sowohl bei dem Exerciren als im Felde.

Manometer, ein meteorologisches Instrument, die Quantität des atmosphärischen Niederschlags, Regen, Schnee, Thau ꝛc. zu messen.

Mansard (François), ein französischer Architekt, geboren zu Paris 1598. Die herrlichen Gebäude, zu denen er den Plan entworfen, beweisen sein großes Genie und seine Talente für die Baukunst. Er hatte edle und erhabene Ideen, einen freien Geschmack in Ausschmückungen und eine tiefe Kenntniß aller einzelnen Theile seiner Kunst. Seine Arbeiten zieren nicht nur Paris und seine Umgegend, sondern auch mehrere Provinzen. Die hauptsächlichsten sind: das Schloß zu Blois, Maisons, Berg, die schöne Kapelle zu Fresnei, nebst dem allda befindlichen Saal, in Paris das Portal des Minimenklosters, das Portal der Feuillantiner, die Kirche der Nonnen de la visitation, die Kapelle und das Thor des Contischen Palastes, die Paläste de la Vrilliron, de Jari, d'Aumont, de Carnavelet und viele andere. Von ihm haben die gebrochenen Dächer, die er zuerst angab, den Namen Mansarden. Er starb im Sept. 1660 im 63. Jahre seines Alters. Sein Neffe, Jules Hardouin Mansard, geboren zu Paris 1645, starb 1708, ist ebenfalls als Baumeister berühmt und führte die meisten Gebäude Ludwigs XIV. auf.

Mansfeld. Die Grafen von M. stammen von den edlen Herren von Querfurt ab. Den alten Stamm des Mansfeldischen Hauses fing Graf Hoyer (Hugo) an, der in der Schlacht am Welfsholze gegen den Kaiser Heinrich V. sein Leben verlor (1115). Seine Enkel, Ulrich und Burkhard, theilten (1220); des Erstern Nachkommenschaft st. im 14. Jahrh. aus, der Andere hinterließ keine Söhne, aber seine zweite Tochter, Sophia, war mit Burkhard VI. von Quer-

furt und Burggraf von Magdeburg vermählt (1219), und dieser wurde der Stifter des neuen mansfeldischen Stammes. Sein Sohn, Burkhard II., ist der erste geborene Graf von M. von der querfurtischen Linie. Seine Söhne theilten sich in die Herrschaft M. und Querfurt, der älteste, Burkhard III., behielt die Grafschaft allein. Seine Nachkömmen vermehrten ihre erblichen Besitzungen durch Ankauf von Herrschaften und Gütern, wozu sie durch den Reichthum metallischer Produkte aus ihren Bergwerken in den Stand gesetzt wurden. Burkhard III. vergrößerte sie schon durch Kauf mit der Herrschaft Seeburg von den Grafen von Wernigerode (1287) und mit Bornstedt (1301). Seine Nachfolger Burkhard IV. u. Gebhard II. kauften Hedersleben, Schraplau und Aberstedt (1371), Günther II. Mehrungen vom Grafen Heinrich von Hohnstein und Graf Philipp nachmals Leimungen; Gebhard V. löst'te die Herrschaft Arnstein wieder ein; Vollrath II. brachte Hettstädt u. Wippra (1440), Gebhard VI. die Herrschaft Friedeburg u. Heldrungen, Günther III. die Herrschaft Artern käuflich von Hohnstein an die Grafschaft. Nach des Letztern Tode (1475) stifteten seine Söhne, Albrecht V. u. Ernst I., zwei Hauptlinien, welche nach der Abtheilung des Schlosses Mansfeld die vorderortische und die hinterortische genannt werden. Sie theilten sich wieder in mehrere besondere Nebenlinien; die Stifter der einzelnen vorderortischen waren die Söhne Ernsts II., der von 2 Gemahlinnen 22 Kinder hinterlassen hatte. Johann Georg I. stiftete nämlich die eislebische, die mit Johann Georg III. ausstarb (1710), Peter Ernst I., Statthalter von Luxemburg und Brüssel, die friedeburgische oder niederländische, welche mit seinem Sohne Karl 1695 ausging (sein natürlicher, vom Kaiser Rudolph II. legitimirter Sohn ist der Graf Ernst von M., der berühmte Held im 30jährigen Kriege), Johann Albrecht die arnsteinische, welche auch mit seinen

Kindern sich endigte, Johann Hoyer II. die arternsche und Johann Ernst die heldrungische, die beide gleichfalls mit ihren Kindern beschlossen wurden. Bloß die bornstedtische, von Philipp II. gestiftete Linie hat sich am längsten erhalten und die Hauptlinie fortgesetzt. Bruno's III. Sohn, Heinrich Franz I., erhielt von Karl II. von Spanien in Neapel die Stadt Fondi u. von Leopold I. deshalb die reichsfürstliche Würde. Seines Bruders, Franz Maximilians Söhne, Karl Franz und Heinrich Franz II., regierten nach ihm, und mit des letzteren Prinzen, Joseph Wenceslaus, starb das Haus M. völlig aus (1780), denn die andere oder hinterortische Hauptlinie war schon 100 Jahre zuvor (1666) abgegangen. Sie hatte sich unter Ernsts I. Söhne, Gebhard VII. und Albrecht VII., in die mittelortische und die hinterortische Linie getheilt. Jene (auch die schraplauische genannt) war mit Christophs II. Söhnen ausgegangen. Diese hatten Johann I. und Friedrich Christoph fortgepflanzt, Christian Friedrich sie geendigt. Die Allodialgüter Joseph Wenzels gelangten durch Heirath an das fürstliche Haus Colloredo. Die Grafschaft M. fiel sofort an Kursachsen und Brandenburg (1780). M. war nämlich magdeburgisches, halberstädtisches und kursächsisches Lehn. Als die Grafen von der vorderortischen Linie im 16. Jahrh. so tief in Schulden gerathen waren, daß die Pfandgläubiger anfingen, ein Stück nach dem andern von der Grafschaft an sich zu reißen, so sahen sich Kursachsen, Magdeburg und Halberstadt dadurch veranlaßt, diese Mansfeldischen Güter in Sequestration zu nehmen (1570), und als nachher die mittel- und hinterortische Linie nach einander ausstarben, so wurde der Sequester auch auf die hinterortischen Lande erstreckt. Weil aber unter den verschiedenen Lehnsherren wegen Vermengung der Lehnsstücke öftere Irrungen vorfielen, so schloß der Kurfürst August mit dem Domcapitel zu Halberstadt einen Tauschvertrag, den so-

genannten Permutationsreceß (1573), worin Kursachsen seine lehnsherrlichen Rechte an der hohnsteinischen Herrschaft Lohra und den dazu gehörigen Städten Elrich und Bleichenrode, nebst dem Schutze über das Kloster Walkenried, gegen die halberstädtische Lehnsherrlichkeit an Eisleben, Hettstädt, Polleben, Rammelburg u. a. Stücken, welche die Grafen von M. bisher von Halberstadt zu Lehn getragen, mit aller landesfürstlichen Hoheit an das Stift Halberstadt vertauschte, so daß seit dieser Zeit Kursachsen und Magdeburg die einzigen Lehnsherren der Grafschaft blieben. Zur Hebung der Einkünfte setzte der Kurfürst August ein Oberaufseheramt in Eisleben nieder, und den Grafen wurde zu ihrem Unterhalte das Amt Bornstedt mit einigem Andern ausgesetzt. Da aber die gräflichen Schulden so groß waren, daß die Einkünfte der sequestrirten Güter kaum zur Deckung der Interessen und Verwaltungskosten hinreichten, so dauerte diese Sequestration bis zum Aussterben des mansfeldischen Hauses selbst fort, indeß jener vom magdeburgischen kurbrandenburgischen) Antheile noch unter Karl Franzs Regierung (1716) aufgehoben wurde. Unter kursächsischer Landeshoheit stand nach dem Aussterben des mansfeldischen Hauses etwa $\frac{1}{3}$ unter kurbrandenburgischer, gegen $\frac{2}{3}$ der ganzen Grafschaft. Preußen, das seinen Antheil mit Magdeburg vereinte, verlor solchen durch den tilsiter Frieden 1807, welcher nun ein Bestandtheil des Saaldepartements des Königreichs Westphalen wurde. Der kursächsische Antheil wurde 1808 durch einen Receß gleichfalls an das Königreich Westphalen abgetreten und mit dem Saaldepartement verbunden; doch verblieben die Aemter Artern, Volkstädt und Bornstedt Sachsen. Nach der Auflösung des Königreichs Westphalen setzte sich Preußen wieder in den Besitz seines Antheils, erhielt auch 1815 durch den wiener Congreß das ganze sächsische M. und hat nun die ganze Grafschaft M. unter die 3 Kreise: Mansfelder Gebirgs- und Mans-

felder Seekreis und Sangerhausen, des Regierungsbezirks Merseburg vertheilt. — Besonders merkwürdig sind aus diesem Hause: 1) Hoyer, Graf von M., treuer Anhänger Heinrichs V. und von ihm zum Herzoge von Sachsen bestimmt; überfiel 1113 dessen Gegner, den Pfalzgrafen Siegfried, Wiprecht den Aeltern von Groitsch und Ludwig den Springer in Warnstedt unweit Quedlinburg, und fing Wiprecht. Gegen Hoyer bauten die sächsischen Fürsten 1114 die Burg Waldeck und beunruhigten ihn von da aus. In der Schlacht am Welfsholze bildete er mit der auserlesensten Jugend das Vortreffen, sprang aus Kühnheit und Ruhmsucht allein vom Rosse, stürzte auf die Sachsen und ward von Wiprecht dem Jüngern von Groitsch erlegt. Lange noch lebte sein Andenken, mit Wundern ausgeschmückt, im Gedächtnisse des Volkes. 2) Ernst, Graf von M. und Markgraf zu Castelnuovo und Boutigliere, geb. 1585, ein natürlicher Sohn des Grafen Peter Ernst von M., Statthalters von Luxemburg, und einer vornehmen mechelner Dame, den aber Kaiser Rudolph II. legitimirte; wurde am Hofe des Erzherzogs Ernst von Oesterreich, seines Taufpathen, in katholischer Religion erzogen und diente dem Kaiser und den Spaniern, verließ aber, durch die ihm versprochene und später verweigerte Belehnung mit einem Theile der Güter seines Vaters beleidigt, 1610 Religion und Kaiser und trat in die Dienste der Union. Als Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz König von Böhmen ward, führte er als General-Feldzeugmeister der Union diesem Hülfe zu, nahm die Stadt Pilsen und ward deswegen vom Kaiser Matthias 1619 geächtet. Der Schlacht auf dem weißen Berge 1620 wohnte er nicht bei, setzte den Krieg allein fort und durchzog verheerend Ober-Deutschland bis an den Rhein. 1622 besiegte er die Baiern bei Mingelsheim mit dem Markgrafen von Baden. Nach einem Zuge nach den

Niederlanden löſ'te er 1625, nach der Beſiegung Chriſtians IV. von Dänemark durch die Kaiſerlichen, um ähnlichem Schickſale zu entgehen, ſein Heer auf, ſammelte jedoch wieder ein neues, beſchloß aber 1626, an der deſſauer Brücke von Wallenſtein geſchlagen, einen höchſt abenteuerlichen Zug durch Schleſien und Mähren nach Ungarn, um ſich mit Bethlen Gabor zu vereinigen; als er von dieſem treulos behandelt wurde, löſ'te er daſſelbe wieder auf und ſtarb zu Uracewiz in Bosnien (n. A. zu Zara) 1628, als er eben im Begriff war, nach Venedig zu gehen. M. war einer der kühnſten und genialſten Feldherren des 30jährigen Krieges; ſeine tollen Züge, faſt ohne allen Zweck, laſſen ſich nur aus dem Geiſte der damaligen Kriegführung begreifen. Aus Niederlagen ging er nach kurzer Zeit ſtets glänzend hervor. Den italieniſchen Condottieren ähnlich nährte er ſein Heer meiſt mit Raub und Plünderung. Mit Liſt, großem Verſtande und Feldherrntalent verband er außerordentliche Beredſamkeit. Gern hörte er ſich mit Attila vergleichen. Er ſt. in vollem Kriegerſchmuck, auf zwei ſeiner Officiere gelehnt, als ächter Krieger, ſtehend.

Mansfield (William Murray, Graf von), Lordoberrichter von England, geb. zu Perth in Schottland 1705, wurde zu Oxford erzogen, durchreiſte dann Frankreich und Italien, und erlangte nach ſeiner Rückkehr, als Redner vor Gericht, bald ein großes Anſehen. Als Lordoberrichter der Kingsbench (1756) verſetzte ihn der König auch in den geheimen Rath, und in jeder Art von Geſchäften zeigte er Klarheit und Beſtimmtheit, ſo daß man ſich unbedingt ſeinen Ausſprüchen unterwarf. 1788 legte er das Amt eines Oberrichters nieder und ſtarb 1793 auf ſeinem Landſitze bei Kenn-Wood unweit Hampſtead.

Manſo (Johann Kaspar Friedrich), geb. 1759 zu Zella im Herzogthum Gotha; widmete ſich früh auf dem Gymnaſium zu Go-

tha und auf der Universität Jena erst den theologischen Studien, bald aber bes. der Philologie und Philosophie. Nach Gotha zurückkehrend nahm er dort eine Hauslehrerstelle an, lehrte aber zugleich seit 1783 am dortigen Gymnasium, zuerst als Collaborater, späterhin als Professor. 1790 folgte er einer Einladung als Prorector an das Maria-Magdalenen-Gymnasium zu Breslau und übernahm 1793 als erster Professor und Rector die Leitung dieser Anstalt. M. kränkelte, und eine Reise nach Wien und Triest, die er 1824 unternahm, beschleunigte seinen Tod, der 1826 zu Breslau erfolgte. Als Dichter zeigte sich M. durch sein Lehrgedicht: »Die Kunst zu lieben,« Berlin 1794; auch in dem 2. Bande seiner vermischten Schriften, Leipzig 1801, finden sich unter der Ueberschrift: »Poetische Wälder,« zwei Bücher vermischter Gedichte. Außer M.'s prosaischen Schriften sind seine »Versuche über einige Gegenstände der Mythologie der Griechen und Römer,« Leipzig 1794; »Sparta, ein Versuch zur Aufklärung dieses Staats,« 2 Bde., Leipzig 1800, und sein »Leben Constantins des Großen,« Breslau 1817, bemerkenswerth. Bedeutender aber als alle seine frühern Arbeiten ist seine »Geschichte des preußischen Staats,« 3 Bde., Frankfurt a. M. 1819—20, und »Geschichte des ostgothischen Reichs in Italien,« Breslau 1824. Seine »Vermischten Abhandlungen,« ebend. 1821, sind besonders von Seiten der Darstellung ausgezeichnet. Gelehrte Kenntniß und ein empfängliches Gemüth zeigt sich auch in M.s Uebersetzungen (Virgil's »Landbau,« Bion und Moschus, »König Oedipus« des Sophokles, Tasso's »Befreites Jerusalem,« letzteres unvollendet, u. a. m.), wenn ihnen auch das Verdienst möglichster Treue nicht beigelegt werden kann.

Manson (Marie Françoise Clarisse), s. Fualdes.

Mantegna (Andrea), geb. 1431 zu Padua, gest. 1506 zu Mantua, einer der berühmtesten älteren Maler aus der italienischen

Schule. Ein Schüler des Squarcione, kam er nach Mantua, wo er eine Schule eröffnete und das große Gemälde, den »Triumph des Julius Cäsar,« fertigte, für welches ein besonderer Palast erbaut (gegenwärtig befindet es sich in Hamptoncourt bei London), er selbst aber zum Ritter geschlagen wurde. Papst Innocenz VIII. berief ihn nach Rom, wo er außer mehreren trefflichen Gemälden auch die berühmte »Madonna della vittoria« verfertigte. Correggio soll einer seiner Schüler gewesen sein.

Mantik, die vorgebliche Kunst, aus gewissen Erscheinungen (z. B. Träumen — Oneiromantie —) das Zukünftige zu weissagen. (s. auch Magie.)

Mantinea, Stadt in Arkadien an der Grenze von Argolis, berühmt durch den Sieg, welchen Epaminondas (s. d.) in ihrer Nähe (362 v. Chr.) über die Spartaner erfocht.

Mantua (ital. **Mantova**), 1) Delegation im österreichisch-lombardischen Gubernium Mailand, zwischen Brescia, Verona, Polesina, Modena Parma und Cremona; 27⅓ QM. groß, mit 239,500 Ew. Darin die Flüsse: Po, Mincio, Secchia und mehrere kleine; viele Kanäle und Moräste längs dem flachen Ufer des Po. Reiß-, Mais-, Wein-, Flachs- und Seidenbau, Leinenweberei. 2) Hauptstadt der Provinz, eine der stärksten Festungen in Europa, an einem vom Mincio gebildeten Landsee oder Sumpf auf Inseln gebaut; Vorstadt St. Giorgio, Citadelle di Porto, Schloß, kaiserlicher Palast, 2651 H. 24,800 E. Seiden- und Tuchweberei, Handel, Akademie der Wissenschaften und Künste, Bisthum, Lyceum, Gymnasium. 3) (Gesch.). Vor Zeiten wurde das Land von den Cenomanen, die die Tuscier vertrieben hatten, bewohnt, die Stadt selbst aber soll sehr alten Ursprungs und von den Etruskern erbaut worden sein. Unter den Römern blühten in ihr die schönen Künste. Nach dem Untergang

des römischen Staats gehörte M. zum Exarchat, kam dann an die Gothen, dann an die Longobarden, von diesen an Karl d. Gr. und durch Otto I. an das deutsche Reich. Otto II. belehnte Theobald von Este damit, von dem sie sein Sohn Bonifacius erbte. 1052 fiel M. an dessen Tochter, Mathilde, Markgräfin von Toscana; ihr entzog Kaiser Heinrich III. diesen Besitz. M. ward hierauf frei bis 1114, wo es Mathilde wieder unterwarf. Theobalds Nachbarn herrschten nun bis 1220 in M., doch gehorchte es noch dem Kaiser, u. Andern entzog es sich der kaiserlichen Gewalt 1116 unter Friedrich I. 1220 bemächtigte sich aber Sardello der höchsten Gewalt, nach dessen Tode die Stadt 1274 2 Vorsteher erwählte, deren einer, Pinamonte di Buonacolsi, die höchste Gewalt an sich riß. Diese herrschten bis 1328, wo Ludwig I. von Gonzaga den letzten, Passerino Buonacolsi, hinrichten ließ, sich zum Herrn machte und den Titel Capitano annahm. Er erhielt den Titel eines Reichsvicar von M. und ward als solcher vom Kaiser Ludwig dem Baier und von Karl IV., aber nicht vom Papst, anerkannt. Seine Nachkommen folgten ihm in der Regierung von M. und im Reichsvicariat. Sein Urenkel, Johann Franz, bekam 1433 vom Kaiser Sigismund den Titel Markgraf oder Marchese und Friedrich II. von Kaiser Karl V. 1530 die herzogliche Würde zugleich mit der Erbfolge in dem damals ausgestorbenen Hause Montferat, von dem er eine Gemahlin hatte. Der Herzog Ludwig aber erhielt durch Heirath die Herzogthümer Nevers und Rhetel in Frankreich, wodurch eine besondere Seitenlinie des Hauses Gonzaga gestiftet wurde. Als daher die italienische Hauptlinie mit Vincent II. ausgestorben war (1627), erhob, auf Richelieu's Betrieb, um Oestreich eine Diversion zu machen, Karl I. von Nevers auf M. und Montferat Ansprüche gegen die entferntern Prätensionen von Guastalla und Savoyen, denen Spanien und der Kaiser Ferdinand II. beitraten. Da-

her entstand der mantuanische Erbfolgekrieg, in welchem die Kaiserlichen die Stadt mit stürmender Hand eroberten und die zu jener Zeit berühmte herzogliche Gallerie und Kunstkammer plünderten (1630). Karl kam endlich durch Frankreichs und Venedigs Unterstützung im Frieden zu Cherasco zur Regierung (1631) und M. unter seinem Enkel, Karl III. (1637), zur völligen Unabhängigkeit, indem es sowohl von den französischen als venetianischen Truppen verlassen wurde. Allein Karl IV., sein Nachfolger, ließ sich durch Geld und Versprechungen gewinnen, im spanischen Erbfolgekrieg den Franzosen M. einzuraumen (1701). Diese Verbindung mit Frankreich ward Karls Unglück; schon vom Kaiser Leopold der Felonie schuldig erkannt und seines Antheils am Herzogthum Montferrat entsetzt (1708), erklärte ihn nun Joseph I. förmlich in die Acht (1708) und zog, als er bald darauf unbeerbt starb, das Herzogthum M. ein. Von dieser Zeit an und vermöge des utrechter Friedens (1713) blieb Oestreich im Besitz desselben und ließ es vom General-Gouvernement in Mailand mit verwalten und bis zur französischen Revolution regieren. Hier litt M. eine lange Belagerung, wo die Franzosen M. von Ende Mai 1796 an streng blocquirten und am 4. Juni die Belagerung begannen. Wurmser brach zwar mit 50,000 Mann Ende Juni's aus Tyrol hervor und drang Ende Juli bis in die Gegend von M. vor, aber schnell sammelte Bonaparte seine Truppen, hob die Belagerung von M. auf, schlug Wurmsern in einzelnen Gefechten, und kaum konnte er M. mit Lebensmitteln versorgen und 15,000 Mann hinein werfen. Die Belagerung begann am 24. August von Neuem, allein Anfangs September erschien Wurmser abermals mit 50,000 M., ward jedoch wieder einzeln geschlagen, und kaum glückte es ihm, in schnellen Märschen, mit 10,000 Mann, M. zu erreichen. Er versuchte es anfangs, sich außerhalb der Festung zu halten, wurde aber

bald (15. Sept.) in dieselbe zurückgedrängt und eingeschlossen. Von Neuem ward nun Anfangs November von Alvinzy mit 30,000 Mann von Friaul aus, und von Davidanowich mit 25,000 Mann von Tyrol aus, ein Entsatz versucht, auch diese mißglückten durch den Verlust der Schlacht bei Arcole; allein neue 80,000 Mann wurden zusammengebracht und näherten sich Anfangs Decembers M. Schon war General Provera bei der Vorstadt St. Giorgio von M. mit 5000 Mann angelangt, als Bonaparte mit Uebermacht auf ihn fiel und, trotz eines wüthenden Ausfalls Wurmsers, ihn schlug und sein Corps zerstreute. An andern Punkten hatten auch die übrigen Corps Alvinzy's Nachtheile erlitten, und so ward auch dieser Entsetzungsversuch vereitelt. Völlig ausgehungert mußte endlich Wurmser den 2. Febr. 1799 sich ergeben, 18,000 Mann kehrten auf ihr Ehrenwort, im gegenwärtigen Krieg nicht wieder gegen die Franzosen zu dienen, nach Oestreich zurück, nur Wurmser selbst war, nebst einer auserlesenen Schaar, völlig frei. Im Frieden von Campo-Formio ward M. mit abgetreten und kam erst zur cisalpinischen, dann zur italienischen Republik. 1799 ward es vom Mai bis Ende Juni von dem östreichischen General Kray blocquirt, bis endlich nach 4tägigem Bombardement der französische General Foissac-Latour den 28. Juli die Festung übergab. Später wurde M. zum Königreich Italien gezogen, bis es nach der Wiederherstellung Oestreichs in Italien 1814 zu dessen lombardisch-venetianischem Königreich gezogen worden ist. Hier auch Concilium, gehalten 1064, weil Kaiser Heinrich III. den Papst Alexander II. nicht anerkennen, sondern den Bischof Cadalous von Parma, unter dem Namen Honorius II., einsetzen wollte. Inzwischen ward hier die Wahl des erstern bestätigt. Auch hielt Pius II. hier eine Synode zur Unterstützung des 1459 angefangenen Türkenkriegs.

Manumission, bei den Römern die feierliche Handlung,

durch welche ein Sklave freigelassen wurde (s. Freigelassene). Constantin d. Gr. übertrug nach seiner Bekehrung zur christlichen Kirche auf solche alle feierliche Handlungen des Heidenthums. So erlaubte er den christlichen Herren, an Feiertagen und besonders am Osterfeste vor dem Altar Knechte dadurch frei zu geben, daß der Herr den Freigelassenen in Gegenwart der Gemeinde den Freibrief aufs Haupt legte.

Manuscripte (Handschriften). Alle noch vorhandene alte Manuscripte sind entweder auf Pergament, oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches (aus der eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes), theils Baumwollen- oder Seidenpapier (**charta bombycina**), um 706 nach Chr. im Orient erfunden, das bis zur Einführung des Linnenpapiers und in Gemeinschaft mit diesem noch bis in die Mitte des 14. Jahrh. gebraucht wurde, theils Linnenpapier, dessen Erfindungszeit, welche man in die erste Hälfte des 13. Jahrh. setzt, indem man sich auf eine auf dasselbe geschriebene Urkunde vom J. 1243 stützt, noch immer streitig ist. Die früheste Erwähnung der Schreibfedern findet man im 7. Jahrh. Von den Tinten war die schwarze die gewöhnlichste und ist sehr alt; nur war die älteste nicht mit Vitriol versetzt, wie die unserige, sondern bestand gewöhnlich aus Ofenschwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. s. w. Auch rothe Tinte findet man schon in alten Zeiten in den Handschriften von einer blendenden Schönheit. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die ersten Zeilen und die Inhaltsanzeigen (daher Rubrik, und der Schreiber, Rubricator) geschrieben. Etwas seltener, doch häufig genug, findet man in alten Handschriften auch blaue Tinte; noch seltener grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Handschriften (welche jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören), oder man belegte die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Ge-

ſtalt theilen ſich die Manuſcripte in Rollen (volumina, die älteſte Art, auf welche in ſpätern Zeiten noch die Troubadours in Frankreich ihre Gedichte ſchrieben) und in geheftete Bücher oder Bände (eigentliche codices). Die Schreiber der Manuſcripte waren bei den Alten meiſtentheils Freigelaſſene oder Sklaven (scribae, librarii), in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren beſſerten und ſchmückten nachher die Handſchriften aus. Aber von weit größerer Wichtigkeit als dieſe äußern Umſtände und Merkmale ſind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. ſ. w. einer Handſchrift die innern, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchſtaben, mit denen ſie geſchrieben ſind. Die Beurtheilung des Alters der griech. Manuſcripte nach den Schriftzügen iſt ſchwerer als die der lateiniſchen. Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß die Züge einer griech. Handſchrift deſto leichter, gefälliger und flüchtiger ſind, je älter ſie iſt, daß ſie aber im Fortgehen der Jahrhunderte immer ſteifer werden. Der Mangel oder das Daſein der griech. Accente iſt unbeſtimmt und entſcheidet nichts. Uebrigens wird man nicht leicht ältere griech. Handſchriften als aus dem 7., höchſtens 6. Jahrh. finden. Die Schriftzüge der latein. Manuſcripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derſelben (Majuskeln, Minuskeln), theils nach der verſchiedenen Geſtalt und dem Charakter, welche ſie bei verſchiedenen Völkern oder in gewiſſen Zeiträumen annahmen (scriptura Romana antiqua, Merovingica, Longobardica, Carolingica etc., wozu ſeit dem 12. Jahrh. die ſogenannte gothiſche kam, welches eine künſtlich abgeſchärfte und eckige Minuskel iſt), eingetheilt, und bei jeder dieſer Schriftarten wieder einzelne Regeln feſtgeſtellt, nach welchen man das Alter einer Handſchrift beurtheilen kann. Vor dem 8. Jahrh. wird man ſelten Interpunctionen antreffen, auch nach einge-

führter Punctation können aus dem 13. und den folgenden Jahrh. noch Manuscripte ohne Interpunction, aber mit Absetzen der Worte vorkommen; Handschriften, die keine Capitel- oder andere Abtheilungen haben, sind immer alt; der sogenannte Custos, Wurm, oder die Wiederholung des ersten Worts des folgenden Heftes am Ende des vorhergehenden, gehört in das 12. und in spätere Jahrhunderte. Je weniger und leichtere Abbreviaturen eine Handschrift hat, desto älter ist sie. Endlich hängen in den ältesten Handschriften die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen an einander; erst seit dem 9. Jahrh. ist das Abtheilen der Worte allgemein geworden. Auch die Gestalt der arabischen Ziffern, welche man im Allgemeinen zuerst in Manuscripten aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Verschiedene Manuscripte haben am Ende eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch, durch wen sie geschrieben worden sind (datirte Codices). Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschrift nicht gleich für erwiesen annehmen, daß sie oft bloß die Abfassung des Buchs anzeigen, oder sich bloß auf einen Theil der Handschrift beziehen, oder gar erdichtet sind. Seitdem wir die Proben der Herculanischen Manuscripte haben, laßt sich mit Gewißheit bestimmen, daß alle unsere Handschriften nicht über das erste christl. Jahrh. hinausreichen. 1825 ward auf der Insel Elephantine in Oberägypten von einem für den Engländer Bankes reisenden Franzosen ein Fragment der »Iliade«, auf Papyrus geschrieben, entdeckt. Es enthält 8—900 Verse vom 160. an und ist in Capitalbuchstaben schön geschrieben, wohl erhalten, unstreitig das älteste aller classischen Bücher, und wahrscheinlich aus den Zeiten der Ptolemäer. — Im Mittelalter pflegte man ganz auf Pergament geschriebene Bücher auszulöschen und abzukratzen, um neue darauf zu schreiben, die unter die Seltenheiten gerechnet werden (Pa-

limpfesten, codices rescripti, rasi). Doch hörte dieser Gebrauch im 14. Jahrh. auf, wahrscheinlich weil nun das Papier mehr aufkam.

Manus mortua (lat.), todte Hand, nennt man insgemein Kloster-, Kirchen- u. a. geistl. Stiftungen, in sofern sie Güter, die sie einmal an sich gebracht haben, nicht so leicht wieder an einen Andern kommen lassen und diese mithin für den Staat gleichsam todt sind. Man hat daher diese Ansichbringung, als dem gemeinen Wesen höchst nachtheilig, durch Gesetze verboten, und es dürfen daher ohne ausdrückliche Erlaubniß dergl. Veräußerungen an die Kirchen nicht erfolgen. Das Recht aber, welches diesen dergl. zugesteht, heißt Amortisation. **Manus mortua** hieß auch ehedem das Recht, einem ohne Verlassenschaft gestorbenen Leibeigenen die Hand abzuhauen und dem Leibherrn zu überliefern.

Manuzio (Manuzzi, bekannter unter dem lat. Namen **Manutius**). Name dreier um Buchdruckerkunst und Gelehrsamkeit, vernehmlich durch Herausgabe eigner und fremder, bes. altklassischer Werke beim Erwachen der Wissenschaften in Italien, höchst verdienter Männer. 1) **Aldus Pius M. Romanus** (M. der Aeltere), geb. 1446 zu Bassano, wo er, so wie zu Ferrara, studirte; ward Erzieher des Fürsten Albert Pius von Carpi, lernte später Griechisch und legte 1488 in Venedig eine Druckerei an, worauf er, statt der Mönchsschrift, die Antiqua einführte, die Cursivschrift erfand, die Interpunction verbesserte, nach Schönheit und Correctheit strebte, und sich zu diesem Zweck mit einer Gesellschaft von Gelehrten umgab. Zuerst druckte er Laskaris Grammatik und Musäos Gedicht 1494, an die mehrere griechische und römische Klassiker sich anschlossen. Er selbst schrieb, außer Anmerkungen und Prolegomenen zu vielen Autoren: »Institutiones gramm. graec.,« 1515, 4.; »Diction. graec.,« 1497, Fol., n. A. Basel 1519; »Institut. graec. lat.,«

1501 und 1508, 4.; »Introd. hebr. lat.,« zuerst mit Laskaris Gramm. 1561, 4., dann öfter. M. st. 1516 durch Mörderhände. 2) (Paulus), dessen Sohn, durch lateinischen Styl ausgezeichnet. Nachdem er die Aufsicht über den Druck der Kirchenväter in der apostolischen Druckerei gehabt hatte, auch bei der venetianischen Bibliothek gebraucht worden war, übernahm er seines Vaters Druckerei, woraus von ihm noch jetzt sehr geschätzte Ausgaben alter Klassiker (bes. Cicero's), so wie die 1558 und öfter erschienenen »Praefationes et epistolae« hervorgingen. 3) Aldus (M. der Jüngere), dessen Sohn; schrieb schon im 14. Jahr über die lat. Orthographie, lehrte dann die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom, schrieb Anmerkungen zu vielen lat. Autoren und Abhandlungen über römische Alterthümer; st. 1597. Dieses Wunder von Gelehrsamkeit war so arm, daß er Besucher seiner Vorlesungen von Haus zu Haus zusammen bettelte, und die von seinen Vorfahren mit erstaunlichen Kosten zusammengebrachte Bibliothek verkaufte. Diese Manuzische Bibliothek, 80,000 Bände stark, ward eine Zierde der Stadt Pisa.

Manzi (Guglielmo), Literator, geb. 1783 zu Civita-Vecchia; war anfangs Kaufmann, ward spanischer Consul zu Civita-Vecchia, studirte später in Rom Geschichte und griechische und italienische Literatur, die er schon als Knabe mit Eifer getrieben hatte, gab viele alte Manuscripte mit verdienstvollen Einleitungen und Anmerkungen heraus, ward Bibliothekar der Barbarina, entdeckte 1812 eine im 16. Jahrh. von Matt. Bandello gelieferte Uebersetzung der »Hekuba« des Euripides und machte dieselbe bekannt; ferner machte er 1814 Franc. Barbarina's Werke über die Frauentrachten bekannt, so wie 1818 Leonardo da Vinci's Abhandlung über die Malerei; schrieb: »Abhandlung über die Feste, Spiele und den Luxus der Italiener im 14. Jahrh.« und eine Uebersetzung der Werke Lukian's, unternahm

eine literarische Reise nach England und Frankreich und starb zu Rom 1821.

Manzoni (Alessandro), Trauerspieldichter und Lyriker aus Mailand; zeichnete sich schon als Jüngling durch seine Versi sciolti auf Imbonati's Tod und später durch seine »Inni« (Hymnen) aus, worin er eine neue Art der Lyrik aufstellt; schrieb ferner: »Il conte di Carmagnola, tragedia.« Mailand 1820; »Adelchi, tragedia.« ebend. 1822; ins Französische von Fauriel, ins Deutsche von Streckfuß übersetzt; vermischte Gedichte, unter welchen eine Ode auf Napoleon und heilige Hymnen sich auszeichnen; »I promessi sposi, storia milanese del secolo XVII.,« deutsch von Daniel Leßmann, Berlin 1827, und von Bülow, Leipzig 1827. Göthe, der ihn als einen sehr genialen Dichter schätzt, machte zuerst auf seine Adelgis aufmerksam.

Mappirungskunst, d. h. die Kunst, Landcharten zu zeichnen, besonders aber auch Kriegscharten aufzunehmen und zu zeichnen, eine Kunst, worin sich neuerlich die Deutschen ganz vorzüglich ausgezeichnet haben.

Mara (Gertrude Elisabeth), geb. Schmehling, geb. zu Cassel 1750, eine der größten und berühmtesten Sängerinnen. Jung lehrte sie ihr Vater, auch ein Tonkünstler und Stadtmusikus daselbst, die Violine, worauf sie schon als Kind von 6 Jahren sich auszeichnete. Im 9ten Jahre gab sie Concerte in Wien und im 10ten spielte sie in London in den königl. Kammerconcerten. Der Vater ging, nachdem man ihr den Castraten Paradisi zum Lehrer gegeben hatte, mit ihr nach Cassel zurück, wendete sich hierauf an Hiller in Leipzig, der nun ihr Lehrer und ihr musikalischer Adoptiv-Vater ward. Sie wurde bei dem dasigen Concerte engagirt, erhielt (1767) den Ruf nach Dresden und kam mit großen Ehren und Belohnungen nach Leipzig

zurück wo sie noch Hillers Unterricht genoß. Nach Potsdam 1770 berufen, überraschte sie den wider deutsche Sänger ziemlich eingenommenen Friedrich den Großen so sehr, daß dieser sie sogleich mit 2000 Thlr. Gehalt engagirte, wo sie dann zu Berlin der Gegenstand allgemeiner Bewunderung ward. Durch die Verbindung mit dem Violoncelliſten Mara (1774) in unzählige Verdrüßlichkeiten verwickelt, erhielt sie, nachdem sie heimlich mit ihrem Gatten entflohen war, endlich 1780 den Abschied, ging dann durch Leipzig nach Wien, durch die Schweiz und 1783 nach Paris, wo selbst die Todi, der zeitherige Abgott der Pariser, an ihr eine überwiegende Nebenbuhlerin fand. In London mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen (1784), erhielt sie für 13 Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen und glänzte nun hier sowohl als Opersängerin, als auch vorzüglich allemal in den berühmten, Händel zu Ehren veranstalteten Concerten (s. d. A.). Ihr Eigensinn, den sie, nach gewöhnlicher Sitte, auch hier mehrmals zeigte, wurde zwar, besonders auch in Oxford, nachdrücklich geahndet; aber dennoch schien ihr der Aufenthalt in England, obgleich sie nach Turin, Venedig ꝛc. abgerufen wurde, immer wieder der willkommenste zu sein; bis sie, nachdem sie wieder in Paris 1802, wiewohl nicht mehr mit dem ehemaligen Glücke, gesungen hatte, nun neue Reisen, auch im Jahr 1807 nach Petersburg und Moskau antrat und nach dem Tode ihres Gatten sich in Moskau mit ihrem zeitherigen Begleiter, Florio, aufhielt. In der Verwüstung von 1812 verlor sie auch hier ihr Eigenthum, fand Zuflucht in Liefland und gab Unterricht in der Musik. Im J. 1819 machte sie eine Reise nach Berlin, London, Cassel, kehrte aber nach Liefland zurück, wo sie noch jetzt lebt. — Von Reval aus hat sie im J. 1826 ihre Lebensbeschreibung angekündigt, indessen wir durch die interessante Biographie, welche Rochlitz im 1. Bande des Werkes: »Für Freunde der Ton-

kunst, Leipz. 1824,« schadlos gehalten werden. — Der große Ruhm dieser fast einzigen Sängerin gründete sich nicht bloß auf Stärke, Fülle und außerordentlichen Umfang ihrer Stimme, die vom ungestrichenen G bis zum dreigestrichenen F in völliger Gleichheit war, sondern hauptsächlich auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung der Passagen, so wie auf den hinreißenden, bezaubernden Vortrag, mit welchem sie das Adagio vortrug; unaussprechlich war der Eindruck, den sie beim Gesange der Arie: »Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,« besonders bei der Aufführung des Händelschen Messias in London, jederzeit hervorbrachte. — Ihr Gatte, Johann Mara, einer der berühmtesten Violoncellisten seiner Zeit, stürzte wegen seiner so ganz ungeregelten Lebensart sich und seine Gattin in die unangenehmsten, drückendsten Verhältnisse, und starb endlich 1808, lange schon von seiner Gattin getrennt, bei Rotterdam in den mißlichsten Umständen.

Marabou, Marabout, heißen in Guinea die muhamedan. Priester, welche den Koran erklären und ihre Urtheile auf der Stelle aussprechen, die dann auch von dem Volke mit großer Ehrfurcht angenommen werden. Besonders schreiben sie gewisse Sprüche aus dem Koran auf Zettelchen, Grisgris, die dann den Einwohnern zu Amulets dienen und sehr theuer erkauft werden. Der große Marabout ist der nächste nach dem König.

Marat (Jean Paul), ein berüchtigter Demagoge während der franz. Revolution, geb. 1744 zu Baudry im Fürstenthum Neufchatel, von reformirten Eltern, verließ heimlich seine Familie, ging nach Paris und studirte daselbst die Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie. Kaum glaubte er sie begriffen zu haben, so verkaufte er als Quacksalber für vieles Geld Heilmittel; da jedoch die Leichtgläubigkeit des Volks bald abnahm, täuschte er durch Schriften, in denen er son-

derbare medicinische und physikalische Sätze behauptete, und gab vor, durch ein Werk es dahin zu bringen, daß man die Schriften Newtons ins Feuer werfen könne. In London, wohin er sich zunächst begab, knüpfte er mit dem Herzog von Orleans eine Verbindung an, die beim Ausbruch der französischen Revolution fortdauerte. Durch seinen Publiciste parisien, worauf der Ami du peuple folgte, trieb er die Gährung der Volkspartei immer höher u. eine Menge Gräuelthaten waren die nächste Folge davon. Mehrmals angeklagt, entging er den Untersuchungen bald durch Flucht, bald durch Unverschämtheit. Am 1. August 1790 übergab er dem Nationalconvent einen Plan zu einem Criminalgesetz, reizte aber dadurch die Gironde immer mehr, die ihn zu stürzen sich bemühte. Das Haus des Fleischers Le Cendre und die unterirdischen Gewölbe der Franziskanerkirche dienten ihm nach und nach zum Zufluchtsort, und er fuhr von dort aus fort, seine wüthenden Pamphlets in die Welt zu schleudern. Danton nahm sich indeß seiner an und dadurch wurde er nach dem 10. Aug. 1792 Mitglied der nach diesem Tage benannten Municipalität und Präsident jenes schrecklichen Ausschusses, der sich bald aller Gewalt bemächtigte. Die Gräuelscenen des zweiten und dritten Septembers waren sein Werk und unmittelbar darauf wurde er zum Deputirten von Paris beim Nationalconvente ernannt. Seine Blutgier überstieg nun alle Grenzen, und was ihm sich entgegen zu setzen wagte, konnte der Hinrichtung sicher sein. Aus Haß und Abscheu wegen seiner Schandthaten, fiel er den 14. Juli 1793 unter Charlotte Cordan's (s. d. A.) Hand, obwohl seine Ausschweifungen ihn schon dem Grabe nahe gebracht hatten. Die Demagogen feierten seine Apotheose, indem sie ihn im Pantheon beisetzten und sein Herz in die kostbarste Vase des königl. Gardemeuble verschlossen, und um seinen Schatten zu versöhnen — so sagte man — fielen zahllose Opfer un-

ter dem Beile der Guillotine. Aber als am 9. Thermidor die Schreckensregierung gefallen, wurde Marat's Leichnam aus dem Pantheon weggeschafft, die ihn vorstellende Büste zerschlagen und eine ihn vorstellende Puppe, unter tausend Verwünschungen auf ihn, verbrannt, die Asche in ein Nachtgeschirr gesammelt und in eine Cloake geworfen.

Marathon, Flecken in Attika, berühmt durch den Sieg, welchen hier, 490 v. Chr., die Athenienser unter Miltiades (s. d.) über die Perser erfochten.

Maratten (Mahratten), einer der herrschenden Volksstämme in Hindostan, auf der Halbinsel diesseit des Ganges. Sie haben Grundsätze, Sitten und Gewohnheiten der Hindus angenommen, obgleich behauptet wird, sie seien ursprünglich persische Auswandrer. Dies ist jedoch sehr in Dunkelheit gehüllt, denn die Meinungen über den Ursprung dieses Volkes sind getheilt. Die Maratten sind tapfere Krieger, voll Vaterlandsliebe und Haß gegen die Engländer. Von Jugend auf üben sie sich, ihren Körper behend und stark zu machen, so daß sie allen Beschwerden im Kriege Trotz bieten. Viele haben in den verschiedenen gymnastischen Uebungen eine außerordentliche Fertigkeit erlangt, so daß man wohl sagen kann, daß die Maratten diejenige Nation sind, welche die Turnkunst bisher auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht haben. Sie werden in zwei Klassen getheilt: die erste besteht aus Braminen, die zweite umfaßt alle untern Klassen der Hindus, besonders die Ahirs (Schäfer) und Konmihs (Landbauern). Bis zur Regierung Aurengzeb's ist die Geschichte der Maratten in große Dunkelheit gehüllt. Sevajee (Siwätschih), ein kriegerischer Abenteurer, der unter dem mächtigen Könige von Bejapur gedient und in großem Ansehen gestanden hatte, war der erste, der die entzweiten Häuptlinge vereinigte. Er war 1626 geboren und starb 1680. Während seines Lebens wurde der Grund

zu einem mächtigen Reiche gelegt, und eine starke Bergfeste, Settarah genannt, gab ihm Namen und Sicherheit. Nach dem Falle der Moguln war dasselbe bis 1761 in stetem Wachsthum begriffen gewesen, erhielt aber damals durch Ahmed Schah, Abdalli, König von Cabul, einen empfindlichen Stoß, indem derselbe am 7. Januar desselben Jahres die berühmte Schlacht von Paniput gewann, worin Ballajeehrow, das Haupt des Marattenstaates, gänzlich geschlagen wurde. Er war der Sohn von Badjeerow (Bädschirow), des ersten Ministers oder Peischwahs vom Rajah von Settarah, dem legitimen Nachfolger von Sewatschi, und hatte in Gemeinschaft mit Ragajee (Rägätschi), der General-Zahlmeister oder Buckschih war, die Gewalt dieses Fürsten an sich gerissen, den er in die Feste Settarah einsperrte, während er selbst den Sitz der Regierung nach Punah verlegte und Rägätschih erlaubte, sich zu Naugpur niederzulassen. Eine der Haupteinnahmen war die Goon a-geeree oder das Strafgeld der Braminen, welche die vorzüglichsten Staatsämter bekleiden, von unersättlicher Habsucht sind, und daher den Fürsten leicht bereichern, der unter irgend einem Vorwande sie nöthigt, ihre Reichthümer herauszugeben, die ohnehin eingezogen wurden, wenn die Braminen während ihrer Amtsführung sterben. Diese Usurpation legte den Grund zu andern, und der Staat der Maratten wurde endlich unter fünf Oberhäupter vertheilt; dem Peischwah, Scindia, dem Rajah von Naugpur, Holkar und Guickwar. Da diese unabhängigen Fürsten von keinem mächtigen Oberhaupte zusammengehalten wurden, so bekriegten sie sich einander öfters. Waren sie im Friedenszustande, dann wurde die Lage der brit. Regierung in Bombai mit gespannter Aufmerksamkeit von ihnen beobachtet. Bei einem großen Theile ihrer Armee waren englische und französische Abenteurer als Offiziere angestellt, und mehrere ihrer Nationalregimenter, gleich den Seapoys in

Dienst der brit. Compagnie, disciplinirt. Das Mißtrauen, welches sie in die ehrgeizigen Absichten Sultans Tippo gesetzt hatten, hatte sie abgehalten, ihm thätigen Beistand zu leisten. Da sie aber zuletzt eine furchtbare Stellung annahmen und sich im Besitze aller Streitkräfte des Hofes von Delhi befanden, dessen Kaiser von Scindia gleichsam als Staatsgefangener behandelt wurde, so ward es nothwendig, ihren fernern gefährlichen Umtrieben Einhalt zu thun. Dowlut Row Scindia hatte 1795 ein solches Uebergewicht erlangt, daß er nach dem Absterben des jungen Peischwah's den größten Theil der Gewalt an sich riß. Seine Armee wurde jedoch im October 1802 bei Punah, durch Jeswunt Row Holkar geschlagen, und Badjeerow, der Peischwah, genöthigt, nach Bassein zu fliehen, wo er einen ewigen Freundschaftsvertrag mit der britischen Regierung abschloß und in die Aufnahme von Hülfstruppen in seine Besitzungen einwilligte. Er wurde demnach 1803 durch eine brit. Armee unter dem jetzigen Herzoge von Wellington, dem damaligen General Sir Arthur Wellesley, in den Besitz seiner Macht wieder eingesetzt. Lord Lake schlug das Heer von Dowlut Row Scindia im September 1803 in der Nähe von Delhi, während die, wenige Tage darauf von Sir Arthur Wellesley gewonnene Schlacht, seinen Ruhm und jenen des brit. Namens aufs Höchste verherrlichte. Diesem folgte im Monat November der bei Argaum errungene Sieg wo der Rajah von Berar eine völlige Niederlage erlitt und gezwungen wurde, sich den Bedingungen zu unterwerfen, welche Sir Arthur ihm anzubieten ermächtigt war. Der kriegerische Holkar ward nach einem hartnäckigen Kampfe bei Digh von Lord Lake gänzlich geschlagen, und sah sich genöthigt, sich mit den zerstreuten Ueberresten seiner Armee in die starke Feste Bhurtpor zu werfen, aus welcher er in der Folge ebenfalls vertrieben wurde, nachdem zuvor die brit. Armee, in verschiedenen mißglückten Stürmen

auf den Platz, einen größern Verlust an Todten und Verwundeten erlitten hatte, als je in einer der drei in Indien geschlagenen Hauptschlachten. Im Anfange des Jahrs 1805 war der listige Holkar genöthigt, den Frieden unter jeder Bedingung nachzusuchen; im Frieden vom 24. December 1805 verlor Holkar seine Küsten. Im spätern Frieden von 1807 erhielt er seine Küstenprovinzen im Norden des Flusses Taplee zurück. Im Kriege mit den Pindarées 1817 ergriffen er und Amner Khan die Waffen für die Pindarées wider die Briten. Die Sachen standen gut, bis die brit. Politik dem Peischwah und andern Marattenfürsten einleuchtend machte, daß ihr Dynastieinteresse mit dem Vortheile der ostindischen Handelsgesellschaft verbunden sei, und daß für Ostindiens Ruhe die Unterdrückung der Feinde des britisch-orientalischen Reichs höchst nöthig sei. Amner Khan wurde zuerst gezwungen, Tributfürst der Handelsgesellschaft zu werden. Nun setzte Holkar den Krieg allein fort und das Resultat war, daß er im endlichen Frieden zwei Drittel seiner Staaten abtreten mußte. Uebrigens muß er ein englisches Truppencorps in seinen Staaten (dasselbe ist auch der Fall bei den übrigen Marattenfürsten) unterhalten, eine Festung abtreten und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in seine Dienste nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha-Rajah-Molhar, Mor-Holkar (d. i. großer König Molhar, von dem Geschlecht der Fürsten Holkar). Nach diesem Vertrage und nach Vernichtung der Macht des Peischwah kann man den marattischen Fürstenbund als aufgelöst ansehen. In den Staaten der Maratten hat Alles ein kriegerisches Ansehen. Die Anhöhen der Hügel und Berge sind stark befestigt; die Städte sind Festungen; alle Einwohner gehen bewaffnet. So lange dieses ehrgeizige Volk einer politischen Unabhängigkeit genoß, konnte Civilisation und Frieden nicht wohl gedeihen und lange beste-

hen, denn ersterer wirkten ihre Raubzüge zerstörend entgegen und ließen dem Frieden keine Sicherheit gewähren, welche der große Zweck aller geselligen Verbindungen ist. Der einzige noch unabhängige Marattenfürst ist der Scindia. Sein Land liegt in den Provinzen Agra, Khandesch und Malwah, und enthält auf 1860½ QM. 4 Millionen Einw., theils Maratten, Dschatten, Grassias und andere Hindusstämme, theils Mongolen, unter denen sich die Sekte Bora gebildet hat. Das Land ist ein Stufenland des Ganges, der es im N. O. so wie die Nerbudda im S. berührt; es wird vom Khumbul durchflossen, hat ein gemäßigteres Klima als Bengalen und fast dieselben Produkte. Der Scindia, seit 1783 Dowlet Row Scindia führt den Titel eines Maha Rajah und regiert despotisch; die Verfassung ist, wie einst in den andern Marattenstaaten, Lehnsverfassung. Seine Einkünfte betragen 10 Millionen Fl.; das stehende Heer 20,000 M., doch kann er im Kriege 60,000 Reiter, 20,000 Infanteristen, 10,000 Nazibs aufstellen, und hat eine gut bediente Artillerie. Sein Land begreift: 1) den östlichen Theil von Malwah mit der Haupt- und Residenz Udschim, Dojein an der Sepra, 150,000 E.; Wallfahrtsort der Braminen, die 84 Tempel und eine Sternwarte haben; in der Nähe die Höhle Rana Birtheri und der unterirdische Palast; 2) einen Theil von Agra mit der Festung Narwar. Gohud am Befly; Gwalior, das indische Gibraltar, auf einem 342 Fuß hohen Felsen, wohin nur ein Zugang führt; darunter die Pettah an der Sunrica, 30,000 Einw., Baumwollweberei; 3) in Khandesch die St. Hindiah an der Nerbudda; Buschampur am Tepti, stark befestigt, Sitz des Mufti der Sekte Bora.

Maratti (Carlo), ein berühmter Maler und Kupferstecher, geb. 1625 zu Camerino in der Mark Ancona, zeigte schon als Knabe viele Anlagen zur Kunst, indem er die Mauer des väterlichen Hau-

ses mit Figuren bemalte, und wurde deshalb im 11. Jahre nach Rom geschickt, um sich unter Andreas Sacchi weiter auszubilden. Das Studium der Gemälde Raphaels, Caracci's und Guido's führte ihn zu einer eigenen Manier, die ihn bald allgemein bekannt machte. Clemens IX. bewilligte ihm einen Jahrgehalt und ernannte ihn zum Ritter des Christordens; Ludwig XIV. machte ihn zu seinem Hofmaler. Er starb zu Rom den 15. Dec. 1713. Mit Recht hält man ihn für den letzten Maler der römischen Schule. Der in seinen Gemälden herrschende Ausdruck ist entzückend, seine Gedanken sind glücklich gewählt und erhaben, und nichts übertrifft sein Colorit. Geschichte und Allegorie wurden auf gleiche Weise von ihm behandelt; und auch mehrere Kupferstiche (300 an der Zahl) nach den besten Meistern.

Maravedi (Maravedi de Vellon), eine kleine spanische Kupfermünze, etwa 1 Pfennig am Werthe.

Marbod, s. Markomannen und Arminius.

Marburg, Hauptstadt der kurhessischen Prov. Oberhessen, an der Lahn und dem Flüßchen Mar, mit der Vorstadt Weidenhausen jenseit der Lahn, 788 H. 7650 E. Schloß auf einem Berge. Baumwollen-, Wollen- und Leinenweberei, Pfeifen- und Tabaksfabriken, Stückgießerei, Universität, Pädagogium, naturforschende Gesellschaft, Bibliotheken. Der Kreis Marburg enthält 35,400 Einw. Die Universität, die erste nach der Reformation gegründete, ward 1527 vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen gestiftet. Unmittelbar nach ihrer Stiftung trat ihre glänzendste Epoche ein; sie wurde von Jünglingen fast aller europäischen Nationen besucht. Als aber im 17. Jahrh. die lutherische Lehre abgeschafft und die reformirte eingeführt wurde, und Gießen (s. d. Art.) als Rivale auftrat, sank Marburgs Ruf. Als 1607 und 1611 die Pest dort wüthete,

wurde sie nach Frankenberg, von da nach Treyßa verlegt, 1625 mit Gießen vereinigt, später wieder davon getrennt, und vom Landgraf Wilhelm VI. 1653 wieder gehoben. Im 18. Jahrh. lehrten hier der aus Halle vertriebene Chr. Wolf, Cramer, Vultejus, Selchow, Baldinger, Jung, Tiedemann, Michaelis u. A., welche auf den Ruf der Hochschule wohlthätig wirkten. Sie hat unter der Regierung Kurfürst Wilhelm I. ansehnliche Unterstützungen erhalten, und ein jährliches Einkommen von circa 72,000 Fl. Sie hat unter andern ein 1789 gestiftetes staatswirthschaftliches Institut (wo der berühmte Lips lehrte), ein 1808 gegründetes medicinisch- und chirurgisch-ambulatorisches Clinicum, ein anatomisches Theater mit einer Sammlung auserlesener Präparate, ein physikalisch-mathematisches Institut, ein zoologisches und chemisches Laboratorium, eine Entbindungsanstalt, Thierarzneischule, ein philologisches Seminarium, eine der stärksten und schönsten Bibliotheken Deutschlands, so wie einen sehr schönen und vollständigen botanischen Garten. Dagegen mangelt ihr eine Sternwarte; auch wäre ihr eine kameralistische Fakultät zu wünschen, so wie eine Vermehrung des Bibliothekfonds. Die Anzahl der Studirenden beträgt über 300; diejenige der Professoren 35, worunter 5 außerordentliche. Als treffliche Lehrer und Schriftsteller zeichnen sich unter ihnen aus Justi, Robert, Busch, Wurzer, Bartels, Herold, Kühne, Wagner, Rehm u. m. A. Die akademische Disciplin handhabt eine aus dem Senate gewählte Deputation. Die Elisabethkirche enthält unter andern Merkwürdigkeiten ein schönes Denkmal der heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, welche hier in einem von ihr gestifteten Hospitale 1231 starb. Es ist während der westphälischen Zeit sehr beschädigt worden. Hier ward auch 1529 das berühmte Gespräch zwischen Luther und Zwingli und ihren Freun-

den, jedoch ohne den gehofften Erfolg, gehalten. Im siebenjährigen Kriege wurde das Schloß zweimal von den Franzosen erobert.

Marc Aurel, s. Antoninus, der Philosoph.

Marcellinus (Ammianus), s. Ammianus Marcellinus.

Marcello (Benedetto), Kirchencomponist und Dichter, geb. zu Venedig 1686, bekleidete daselbst das Amt eines Richters unter den Vierzigen, wurde dann Provveditore zu Pola und endlich Schatzmeister zu Brescia, wo er 1729 oder 1732 starb. Er hinterließ Motetten, Cantaten, Psalme und Musikstücke für Kirche und Theater; doch erfordern fast alle Stimmen vom weitesten Umfange. Unter seinen Gedichten zeichnen sich aus die Sonette, Venedig 1708.

Marcellus (M. Claudius), ein berühmter römischer Feldherr, der im zweiten punischen Kriege zuerst mit Glück gegen Hannibal focht. Zuerst ward er während des insubrischen Krieges mit dem Cn. Cornelius Scipio (J. R. 53) Consul und gab dabei die größten Proben von Muth und Tapferkeit. Der Anführer der Gallier nämlich, Viridomarus, forderte ihn zum Zweikampf heraus; Marcellus nahm ihn an, besiegte seinen Gegner, und benahm dadurch den Galliern den Muth so sehr, daß sie dem wüthenden Anfalle der Römer nicht widerstehen konnten, und völlig in die Flucht geschlagen wurden. Die Folge dieses Sieges war die gänzliche Bezwingung von Oberitalien. Marcellus erhielt zu Rom einen außerordentlichen Triumph, weil er die Insubrier und Germanier (so lautete der Senatsbeschluß) bezwungen habe. Dies ist das erste Mal, daß der Germanier in der römischen Geschichte gedacht wird. Bei dem Triumphe widmete er die dritten und letzten Spolia optima dem Jupiter Feretrius, weil nach der Zeit die Zweikämpfe zwischen den Feldherren abkamen. In dem bald darauf ausbrechenden punischen Kriege trat er nach der un-

glücklichen Schlacht bei Cannä gegen Hannibal auf. Denn man übergab ihm, als Prätor, das Commando der übrig gebliebenen Truppen anstatt des unglücklichen Terentius Varro. Hier blieb er, bis er auf die Nachricht, daß Hannibal sich gegen Nola zu wenden im Begriff wäre, mit unglaublicher Schnelligkeit dahin eilte, und sich in diese Stadt warf, um sie zu vertheidigen. Hannibal erschien nun vor Nola, aber die Römer thaten einen so muthigen und unerwarteten Ausfall, daß die Carthager mit großem Verluste wieder abziehen mußten. Seine indeß erfolgte Wahl zum Consul wurde auf Anstiften der Patricier von den Auguren für ungültig erklärt. Er blieb also mit seiner Armee zu Nola, welches aufs Neue mit aller Macht angegriffen und mit der größten Heftigkeit bestürmt wurde. Marcellus hielt es für mißlich, sich in der Stadt länger zu vertheidigen, da die Mauer an vielen Orten schon gesprengt war, und er beschloß daher, eine Hauptschlacht im Freien zu wagen, obgleich seine Armee viel schwächer war; sie hatte aber den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, sich in sein Lager zurückzuziehen. Endlich wurde er im Jahre Roms 539 zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator zum Consulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Versuch Hannibals auf Nola und bot demselben eine Schlacht an, die dieser nicht anzunehmen wagte. Eine Krankheit unterbrach auf einige Zeit seine Thätigkeit. Nachdem er genesen war, ging er in seine Provinz Sicilien, wo er mehrere tapfere Thaten verrichtete, unter denen die Belagerung von Syrakus die merkwürdigste ist. Nachdem er vergebens seit 540 Alles versucht hatte, sich dieser Stadt, welche Archimedes (s. d. Art.) durch seine kunstreichen Maschinen mit siegendem Erfolge vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beschränkte er sich auf die Blokade, vereitelte alle Versuche der Carthaginenser, sie zu entsetzen, und war

so glücklich, sich ihrer nach und nach theils durch List, theils durch die Waffen zu bemächtigen (542). Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern, doch befahl er, keinen Syrakusaner zu tödten. Dennoch wurden von den erbitterten Soldaten viele Einwohner ermordet; unter diesen auch Archimedes. Marcellus bedauerte sehr den Tod desselben, verlieh seinen Anverwandten große Vorrechte und ließ ihn feierlich bestatten. Er eroberte nun die Stadt Engyum, und die übrigen Städte Siciliens ergaben sich ihm meistens freiwillig, bis auf Agrigentum. Nachdem er noch einen vollkommenen Sieg über die Carthager davon getragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ovation erhielt. Er wurde nun aufs neue im Jahre Roms 543 mit dem M. Valerius Lävinus zum Consulat erhoben, und sollte wieder das Commando in Sicilien bekommen. Als dieses hier bekannt ward, schickten die Syrakusaner Abgeordnete nach Rom, um sich über die Härte und Grausamkeit des Marcellus zu beklagen und um einen andern Feldherrn zu bitten. Marcellus vertheidigte sich aber mit Muth und Entschlossenheit gegen diese ungerechten Vorwürfe und wurde losgesprochen. Doch tauschte er freiwillig in Rücksicht der Provinzen mit dem Lävinus, und blieb in Italien. Als dies später die Syrakusaner bereueten und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, sondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alten Freiheiten zurückgegeben und sie als Bundesgenossen Roms angesehen wurden. Jene erklärten sich aus Dankbarkeit für Clienten des Marcellischen Hauses. Marcellus führte nun wieder den Krieg gegen Hannibal in Italien. Nachdem er Salapia in Apulien und mehrere Städte in Samnium erobert hatte, ging er auf den carthagischen Feldherrn selbst los, der mittlerweise den Römern wieder eine harte Niederlage beigebracht hatte. Bei Numistrum in Bruttium kam es

zu einer blutigen Schlacht, welche aber unentschieden blieb. Im folgenden Jahre kam es zwischen Hannibal bei Canusium zu einer neuen Schlacht, in welcher Marcellus weichen mußte; aber sich schnell wieder ermannend, sammelte er die Flüchtlinge, neuen Muth ihnen einhauchend, und griff am andern Morgen die Carthager mit solchem Nachdruck an, daß er endlich den Sieg mit großem Verluste erkaufte. Er wurde bald darauf im J. R. 545 zum fünften Male mit dem T. Quinctius Crispinus zum Consul erwählt. Die beiden Consuln vereinigten ihre Armee, und boten dem Hannibal am Flusse Liris eine Schlacht an; dieser lehnte sie ab. Die Römer waren im Begriff, einen kleinen Berg zur bequemen Ruhestätte zu besetzen, als sie sich plötzlich von Feinden umringt sahen. Dennoch würden sich die Römer vielleicht durchgeschlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, aus denen der größte Theil der Reiterei bestand, sich zu Gefangenen ergeben hätten. Marcellus selbst blieb im Gefechte; sein Sohn aber und der andere Consul schlugen sich mit der noch übrigen kleinen Bedeckung durch und erreichten ihr Lager wieder. So starb der berühmte Marcellus, welcher mit eben dem Rechte das Schwert Roms genannt wurde, mit welchem man den Fabius das Schild desselben nannte. Er war der einzige Feldherr, den Hannibal fürchtete und der fast niemals von ihm besiegt wurde. Als Hannibal die Nachricht von seinem Tode erfuhr, eilte er augenblicklich a den Ort, wo der Leichnam desselben lag. Er schien Mitleiden zu fühlen, daß ein so berühmter Mann auf eine solche Art sein Leben hatte verlieren müssen. Nachdem er die edle Gestalt des Consuls eine Zeitlang bewundert hatte, zog er ihm den Ring vom Finger; den Leichnam aber ließ er feierlich verbrennen und die Asche in einer kostbaren Urne dem Sohne überbringen. Marcellus war der erste seines Geschlechts, der sich in der Geschichte so rühmlich auszeichnete; seine Familie blühte aber noch lange fort, und

zählte mehrere conſulariſche Männer unter ſich, bis ſie endlich mit dem Sohne der Octavia, des Kaiſers Auguſtus Schweſter, und des C. Marcellus ausſtarb.

Märchen, ſ. Feenmärchen und Tauſend und eine Nacht.

Marcheſi (Ludovico), im J. 1755 geb., war der Sohn eines Horniſten aus der Modeneſiſchen Kapelle. Schon in ſeiner Jugend zeigte ſich ſein muſikaliſches Talent, weswegen ſein Vater ihn zu einem Caſtraten nach Bergamo in den Unterricht gab, der ihn zu einem ähnlichen Wege zu überreden wußte, ſeine Stimme zu erhalten. Nachdem er unter dem Kapellmeiſter am Mailänder Dom, Fiorini, ſeine Geſangſtudien vollendet, trat er in den Chor der Kathedrale ein und erregte mehrere Jahre lang das größte Aufſehen unter den Muſikliebhabern, mit denen, ſobald er bei einem großen Feſte ſang, die Kirche angefüllt war. Im Jahre 1775 berief ihn der Kurfürſt von Baiern nach München, wo er, ſeinem Contract gemäß, 6 Jahr bleiben ſollte; der Tod des Kurfürſten, der innerhalb 2 Jahren erfolgte, machte indeß, daß er, nach Ablauf dieſer Zeit, nach Mailand zurückkehrte, wo er im J. 1778 auf dem, nach dem Brande des großen Theaters erbauten, interimiſtiſchen Theater ſang. Im J. 1779 trat er in Florenz in Bianchi's »Castore e Polluce« und in Sarti's »Pierro« auf und erregte in dieſer letztern Oper einen ſo großen Enthuſiasmus, wie noch kein Sänger vor ihm. Im J. 1780 ſang er in Cherubini's »Iphygenia« auf dem Theater der Scala in Mailand. Zwei Jahre nachher erhielt er einen Ruf nach Turin, um daſelbſt bei der Anweſenheit des Großfürſten von Rußland (nachherigen Kaiſers Paul I.) zu ſingen, dem er ſo ſehr gefiel, daß dieſer ihm einen Gehalt von 5000 Dukaten anbot, wenn er nach St. Petersburg kommen wolle. Im J. 1785 kam er nach Wien und ging im folgenden Jahre mit Sarti und der berühmten Sängerin Todi nach St.

Petersburg, wo er in Sarti's »Armide« auftrat. Im Jahre 1787 kam er nach Berlin, sang dort in der Oper mit großem Beifall, und ging im nächsten Carneval nach London. Späterhin begab er sich nieder nach Mailand, und ließ sich 1798 und 1802 in Wien hören. Zum letzten Male trat er im Carneval des Jahres 1805 in seinem Geburtsorte auf; die letzten Opern, in denen er sang, waren Mayr's »Lodoiska« und Federici's »Castor und Pollux.« Seit dieser Zeit zog er sich ganz in das Privatleben zurück, wo er von seinem großen Vermögen den wohlthätigsten Gebrauch machte. An der Musik fand er noch bis in sein spätestes Alter Gefallen, und ertheilte angehenden Sängern sehr gern Unterricht und Rath. Er st. am 15. Dec. 1829 in seiner Vaterstadt Mailand, im 74. Jahre seines Alters.

Marchetti (Giuseppe Salvagnoli), in Corniola bei Empoli 1799 geb., studirte in Florenz und begab sich 1821 nach Rimini, später nach Rom, von wo er, im Sept. 1829 nach Empoli zurückgekehrt, starb. Er hat Vieles geschrieben, aber nur wenig bekannt gemacht. Besonders zeichnen sich unter seinen Werken eine poetische Uebersetzung der Psalmen, und eine andere einiger Eklogen Virgils aus. Seine letzte Schrift, eine scharfe Kritik des berühmten Manzoni, erfuhr in Italien mannichfachen Widerspruch. Die Uebernahme des Amtes eines Studiendirectors im Seminar der Republik San Marino lehnte er ab.

Marchfeld, der östreich. Kreis unter dem Mannhartsberge im Lande unter der Ens; insbesondere die 5 Meilen lange, 3 Meilen breite und getreidereiche Ebene vom Marktflecken Bockfließ bis an die March und Donau, ein berühmtes Schlachtfeld. Hier schlug Ottokar von Böhmen 1260 Bela IV. von Ungarn, und eroberte die Steiermark, die seitdem bei Deutschland blieb. In der 2ten Marchfeldschlacht (26. Aug. 1278) fiel Ottokar (s. d.) gegen Rudolf von

Habsburg, der die Macht seines Hauses an diesem Tage gründete. In der 3ten bei Aspern (s. d.), 21. u. 22. Mai 1809, rettete der Erzherzog Karl die Monarchie, und in der 4ten bei Wagram (s. d.) 5. u. 6. Juli 1809, behauptete er wenigstens die Ehre der östreich. Waffen.

Marcion, Marcioniten, s. Gnosis.

Marco Polo, s. Polo.

Marcus, der Evangelist; nach der Angabe alter Kirchenschriftsteller derjenige, den man aus der Apostelgeschichte unter dem Namen Johannes Marcus, als den vieljährigen Begleiter der Apostel Paulus und Petrus auf ihren Reisen, kennt. Seine Mutter Maria war gewöhnlich im Gefolge Jesu, und sein Haus zu Jerusalem die Herberge der Apostel.

Marcus (Adalbert Friedrich), fürstl. bamberg. und würzburg. Hofrath und Leibarzt, erster dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg, Director der landärztl. Schule u. s. w., geb. den 21. Nov. 1753 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck von jüdischen Eltern, trat 1778 zur katholischen Kirche, wurde Leibarzt des Fürst-Bischofs Franz Ludwig von Erthal und bewog denselben, das berühmte Krankenhaus in Bamberg anzulegen. Er starb 1816. Als Arzt gehört er zu den Begründern des Brownschen Systems in Deutschland, so wie er auch in Verbindung mit Steffens u. Andern die Medicin nach naturphilosophischen Ansichten umzugestalten suchte. Vorzügliche Schriften: Prüfung des Brownschen Systems der Heilkunde durch Erfahrungen am Krankenbette. Magazin für specielle Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde nach den Grundsätzen der Erregungstheorie. Beiträge zur Erkenntniß und Behandlung des gelben Fiebers; Jahrbücher der Medicin, als Wissenschaft betrachtet, von Schelling und Marcus; über die Natur und Behandlung der hau-

tigen Bräune; Entwurf einer speciellen Therapie, 3 Bde; Ephemeriden der Heilkunde, 7 Bde; Ueber den jetzt (1813) herrschenden Typhus; der Keuchhusten.

Marcusplatz, s. Venedig.

Maremmen, Gegenden im Kirchenstaate, im Toscanischen, in der Gegend von Siena und auch zum Theil im Neapolitanischen, die wegen ungesunder Ausdünstungen des Bodens, deren Natur noch nicht recht ausgemittelt ist, im Sommer der Gesundheit sehr gefährlich sind und namentlich das als mal aria bekannte Fieber zur Folge haben. In früherer Zeit, als diese Gegenden sehr bevölkert, war jenes Uebel unbekannt. Es ist besonders erst seit dem 15. Jahrh. verbreitet worden und erstreckt sich in neuerer Zeit auch auf höher liegende Orte, ist also dem Mangel an Abfluß der Gewässer, wie in den pontinischen Sümpfen (s. d.), nicht zuzuschreiben, sondern mehr den Schwefelquellen, die hier häufig hervorbrechen und stehende Sumpflöcher bilden. Im Winter, wo die M. bewohnbar sind, bieten sie für die Herden, die im Sommer auf die Apenninen getrieben werden, eine sehr gute Weide dar. Im Sommer wird hier und da in denselben Weizen gebaut; die Lohnarbeiter, die dann aus benachbarten Gegenden zur Ernte dahin kommen, setzen sich aber immer dabei großen Gefahren aus. Durch Baumpflanzungen scheint das Uebel verringert zu werden.

Marengo, ein Flecken südöstl. von Alessandria in einer Ebene, im königl. sardinischen Herzogthume Montferrat, unweit des rechten Ufers der Bormida merkwürdig durch eine hier am 14. Juni 1800 vorgefallene Schlacht, wo 30,000 Franzosen unter Napoleon Bonaparte 40,000 Oestreicher unter Melas besiegten. Bonaparte's Operationen vor dieser Schlacht haben wir schon in seiner Biographie dargestellt. Die Franzosen standen in der weiten Ebene von Marengo

über Castel Ceriolo bis gegen Sale in schräger Schlachtordnung gegen die Oestreicher, welche am frühen Morgen über die Bormida gingen, den linken Flügel und die Mitte der Franzosen mit Erfolg angriffen und sie, unter Lannes und Victor, bis St. Giulian und hinter Castel Ceriolo zurückwarfen. Kellermann mit seiner Kavalleriebrigade deckte die Retirade. Die östreich. Artillerie bedeckte sich mit Ruhm. Ihre tapfere Reiterei war bereits auf dem Punkte, das französische Heer auf beiden Flanken zu umgehen. Bonaparte selbst gab die Schlacht bereits verloren. Nur 2 Grenadier-Bataillons von der consularischen Garde und das 45..Regiment hielten mitten in der Ebene, gegen die Donner des feindlichen Geschützes, gegen alle Angriffe der Reiterei, mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Sie gewannen der rückwärts stehenden Reserve Zeit, stufenweise herbeizurücken; aber noch immer blieben die Oestreicher auf der rechten Flanke der Franzosen verlängert und eben so auch im Begriffe, ihre Linie im Centrum noch einmal zu durchbrechen, wo sie schon auf die Höhen von Casina Grossa vorgedrungen waren. Indessen gewann die geschlagene franz. Armee Zeit, sich hinter dem Corps von Desair wieder zu ordnen und eine neue Stellung von St. Giuliano für Castel Ceriolo zu nehmen, als Kellermann mit seiner Kavalleriebrigade daselbst anlangte, wo er vom Adjutanten Savary den Befehl erhielt, den Angriff des Gen. Desair zu unterstützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem 8stündigen Kampfe sehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Desair mochte 3 — 4000 Mann stark sein. Letzterer, der Liebling der Soldaten, längst »der republikanische Bayard,« warf sich an der Spitze der neunten leichten Halbbrigade mitten in den Feind, der, im raschen Vordringen etwas aufgelöst, stutzte und sich langsam seiner zweiten Linie näherte, indeß der heldenmüthige Desair, von einer tödtlichen Flintenkugel getroffen,

vom Pferde stürzte. Seine kleine aber tapfere Schaar fing an zu wanken und ergriff endlich die Flucht. Kellermann sah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungarische Grenadiere unter Zach im Verfolgen der Franzosen ihre Glieder trennten. Sogleich stürzte er sich mitten unter die Feinde, die bestürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeschnitten, da sie sich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr streckten. Die Franzosen, hierdurch von Neuem ermuthigt, griffen auf allen Punkten an. Von nun an war Verwirrung auf der Schlachtlinie der Oestreicher. Nach 13stündigem wüthenden Kampfe, der ihnen über 6000 Mann kostete (fast alle ihre Generale waren verwundet) wichen sie auf Alessandria. Napoleon, dessen Eifersucht lieber den Ruhm der Todten ertrug, als den der Lebenden, schrieb dem Gen. Desaix die Entscheidung des Sieges zu. Allein dieses Verdienst gebührt unbestritten dem General Kellermann. Massena und Suchet nahten indeß mit ihren Schaaren; Melas's Communication und Rückzug waren schon bedroht und er schloß am 16. Juni einen Waffenstillstand, in welchem den Franzosen fast ganz Oberitalien mit seinen Festungen eingeräumt ward. Dem Helden Desaix wurde an der Stelle, wo er gefallen war, ein Monument errichtet.

Maret (Hugues Bernard, Herzog von Bassano), geb. 1758 zu Dijon. Um sich eine Anstellung zu verschaffen, kam er um die Zeit der Zusammenberufung der Reichsstände nach Paris. Als die constituirende Versammlung zusammentrat, begann er mit Mejean d. Ä. die Zeitschrift Bulletin de l'Assemblée, dann arbeitete er an dem Moniteur mit. Der Zufall wollte, daß er mit dem damaligen Lieutenant Bonaparte in einem Hause wohnte; so wurden diese beiden Männer mit einander bekannt: Bis 1791 blieb M. mit den Jacobinern verbunden, dann neigte er sich mehr auf die Seite der consti-

tutionellen Monarchisten und ward Mitstifter des Clubbs der Feuillans. Nach dem Sturz der Monarchie kam er als Angestellter in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; 1792 sandte man ihn nach England zur Betreibung geheimer Unterhandlungen, später als Botschafter nach Neapel, wo er unterwegs in Graubündten, nebst seinem Gefährten Semonville, von den Oestreichern aufgefangen und auf die Festung Kuffstein in Tyrol gesetzt wurde, bis er endlich mit den von Dumouriez ausgelieferten Conventsmitgliedern gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt ward. Nach dem 18. Fructidor lebte er zurückgezogen von den Staatsgeschäften, bis er im December 1799 zum Generalsecretair des Consuls ernannt wurde und so in das Ministerium kam. Da er sich Napoleons Vertrauen immer mehr erwarb, so mußte er diesen auf allen Feldzügen begleiten; 1811 ernannte ihn derselbe zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zum Herzog von Bassano. Nach der zweiten Restauration wurde er aus Frankreich verbannt, später jedoch ihm die Erlaubniß ertheilt, dahin zurückzukehren.

Marezoll (Johann Gottlob), Dr. der Theologie, Consistorialrath und Superintendent in Jena, einer der ersten Kanzelredner Deutschlands, geb. zu Plauen im Voigtlande den 25. Dec. 1761. Er war zuerst 1789 Universitätsprediger in Göttingen, 1790 außerordentlicher Prof. der Theologie, 1794 Prediger an der deutschen Peterskirche in Kopenhagen und seit 1803 Superintendent und Consistorialrath in Jena; st. 1828. Vorzüglichste Schriften: »Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht,« 2 Bde., Leipzig 1788—89, 4. Aufl. 1817; »Predigten vorzüglich in Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters,« 2 Bde., Götting. 1790—92, 2. Aufl. 1795, und noch eine sehr große Anzahl von Predigten.

Marforio, eine ziemlich große, etwas verstümmelte, steinerne

Statue, welche in dem Hofe des einen Flügels von Campidoglio an der Wand steht, und an welcher sonst häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. (s. Pasquill.)

Margarethe, Königs Waldemar III. von Dänemark Tochter und Gemahlin Hako's VIII. von Norwegen, gewöhnlich die nordische Semiramis genannt, bestieg 1387, nach dem Tode ihres Sohnes Olaus, den Thron von Dänemark und Norwegen. Nach einem siebenjährigen Kriege und der Gefangennehmung des Königs Albrecht von Schweden, vereinte sie 1394 auch dieses Reich mit dem ihrigen und hielt sich nun vom Schicksal für berufen, eine Vereinigung der drei nordischen Reiche zu Stande zu bringen, was 1397 durch die von dänischen, norwegischen und schwedischen Ständen verfaßte kalmarische Union zu Stande kam. Nach derselben sollte nämlich der König durch Wahl aller drei Reiche anerkannt werden, wechselseitig seine Residenz in den drei Hauptstädten seines Landes haben und jedem Reiche sein Senat, seine Gesetze und Freiheiten bleiben. So vortheilhaft auch diese Verfassung für die Reiche schien, wurde sie doch eine Quelle von einer Menge Uebeln, die den Norden Europas in Verwirrung und Bürgerkrieg versetzte. Selbst noch bei Lebzeiten Margarethens fing die Unordnung an, und nicht zu läugnen ist es, daß die Klagen der Schweden gegründet waren. Sie starb 1412, 59 Jahr alt, im Hafen von Flensburg am Bord eines Schiffes, welches sie bestiegen, um sich gegen eine ansteckende Krankheit zu sichern. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen, als einer tugendhaften Königin.

Margarethe von Oestreich, Statthalterin der Niederlande, geb. 1480, eine Tochter Kaiser Maximilians I. und Mariens v. Burgund; wurde am französischen Hofe erzogen, weil sie laut des 1480 geschlossenen Vertrags einst die Gemahlin des nachherigen Königs Karls VIII. werden sollte; jedoch da sich dieser Fürst 1492 mit Anna

von Bretagne verband, so wurde sie an den Hof ihres Vaters zurückgeschickt, ward um 1497 mit dem Infanten Johann von Spanien vermählt und machte die Reise nach Spanien zu Wasser. Unterwegs kam ein furchtbarer Sturm, man zweifelte an Rettung; während Alles zagte, setzte sich die muntere Prinzessin hin und schrieb sich in Erwartung des Todes folgende launige Grabschrift: »Cy gît Margot noble demoiselle deux fois mariée et morte pucelle«. Man langte jedoch glücklich in Spanien an, da ihr Gemahl aber noch in demselben Jahre starb, so vermählte sie sich 1501 mit dem Herzog Philibert II. von Savoyen, welcher 1504 auch wieder starb. Jetzt ernannte sie ihr Vater zur Statthalterin der Niederlande. Sie benahm sich hier klug, schloß den Frieden von Cambray, war aber der Reformation sehr entgegen. Sie st. 1530 zu Mecheln. In der 1549 von Jean le Maire herausgegebenen »Couronne Margaritique« sammelte derselbe die vor den Ständen der Niederlande von ihr gehaltenen Reden, ihre Gedichte ꝛc., so wie ihre »Discours de ses infortunes et de sa vie«.

Margarethe von Anjou, Tochter Renés von Anjou, Königs von Sicilien, geb. 1423, vermählte sich 1443 mit dem schwachen Könige Heinrich VI. von England, aus dem Hause Lancaster, und beherrschte ihn ganz, was ihr bei ihrem männlichen Charakter und vielen kriegerischen Tugenden leicht wurde. Kaum auf dem Throne befestigt, verband sie sich auf das engste mit der Partei, der sie die Erhebung verdankte, war unversöhnliche Feindin des Herzogs von Gloucester, und nicht ungerecht ist der Verdacht, daß sie um die Ermordung desselben 1447 gewußt habe. Nach einer geheimen Bedingung im Heirathscontracte war nämlich versprochen worden, daß ihr Oheim, Carl von Anjou, in den Besitz der Grafschaft Maine, die sich damals in den Händen der Engländer befand, gesetzt werden sollte, und un-

mittelbar nach der Ermordung des Herzogs von Gloceſter erfolgte dieſes auch. Zwei Jahre darauf bemächtigten ſich die Franzoſen, denen durch den Beſitz der Grafſchaft Maine die Eroberung leicht geworden war, der Normandie; die Engländer ſchrieben dieſen Verluſt der Schwäche des Königs und der Herrſchaft, die Margarethe unter ſeinem Namen führte, zu. Der Herzog von Suffolk, Margarethens Günſtling und Unterhändler der Heirath, wurde des Hochverraths angeklagt, verbannt und, noch ehe er England verlaſſen, ermordet. Dennoch hörten die Unruhen nicht auf; der Herzog von York, der Rechte auf die Krone hatte, reizte im Geheim die Unzufriedenen und erhielt 1454, in einer Zeit, wo Heinrichs Geiſtesſchwäche durch einen Krieg mit Frankreich noch vermehrt ward, die Zügel der Regierung, die er auch behauptete, ungeachtet im folgenden Jahre der König ſeine Vollmacht widerrief; denn die Gefangennehmung des Königs nach mehrern glücklichen Treffen gegen ſeine Truppen, vergrößerte die Rechte ſeiner Geburt und gab Gelegenheit zu den Kriegen, die zwiſchen den Häuſern Lancaſter und York lange Zeit fortdauerten und Englands Wohlſtand zu Grunde richteten. Wenn auch 1456 der König auf kurze Zeit die Freiheit wieder erhielt, ſo lieferte ihn 1460 die Schlacht bei Northampton wiederum in die Hände des Herzogs von York. Margarethe flüchtete vor dem Sieger in das nördliche England; ihr Unglück ſöhnte ſie mit dem Adel aus, der in kurzer Zeit 20,000 Mann zuſammenbrachte, mit denen ſie den Herzog von York zu Wakefield ſchlug und tödtete. Eben ſo glücklich endete 1461 die Schlacht bei St. Albans; der Graf Warwick wurde geſchlagen und ihr Gemahl befreit. Ihre rachſüchtige Handlungsweiſe raubte ihr jedoch die Früchte des Siegs; die Gegenpartei rief Eduard IV., älteſten Sohn des Herzogs von York, zu London zum König aus und Margarethe floh nach dem nördlichen England; die Erlaubniß, Zügelloſigkeiten aller Arten

ungestraft zu begehen, vermehrte ihr Heer bis auf 60,000 Mann; dennoch wurde dasselbe bei Towtown vernichtet. Umsonst suchten Margarethe und ihr Gemahl in Schottland Zuflucht; sie eilte deshalb nach Frankreich; gegen die Ueberlieferung von Calais überließ ihr Ludwig XI. ein Hülfscorps von 20,000 Mann, welches in Schottland landete und einigen Anhang fand. Die Schlacht bei Exham (1464) zerstörte indeß ihre Hoffnung, und nur ihrer Geistesgegenwart gelang es, sich und ihren Sohn nach Flandern zu retten; der in Eduards IV. Hände gefallene König Heinrich VI. wurde in den Tower gesetzt. Da indeß Eduard durch seine Vermählung mit Elisabeth Gray die allgemeine Unzufriedenheit erregt hatte, empörten sich der Graf von Warwick und der Herzog von Clarence 1470, und obwohl Eduard sie zur Flucht nach Frankreich nöthigte, kehrten sie von dort, von Ludwig XI. unterstützt, mit Margarethen ausgesöhnt, zurück und nöthigten Eduard IV. zur Flucht nach Holland. Heinrich VI. bestieg von neuem den Thron. Doch nur sechs Monate dauerte sein Glück; Eduard, von Herzog Karl dem Kühnen von Burgund unterstützt, bemächtigte sich des Königs und der Stadt London. Warwick blieb bei Barnet an demselben Tage, wo Margarethe und ihr achtzehnjähriger Sohn zu Weymouth landete; bei Tewkesbury geschlagen, fiel sie mit ihrem Sohne in Eduards Hände; letzterer wurde fast unter ihren Augen von Eduards Brüdern ermordet; sie selbst in den Tower gesetzt und ihr Gemahl kurz darauf durch Meuchelmörder umgebracht. Vier Jahre darauf erhielt für 50,000 Thaler durch den Tractat von Pecquigny, welchen Ludwig XI. mit Eduard schloß, Margarethe ihre Freiheit wieder. Dieses außerordentliche Weib starb in dunkler Zurückgezogenheit an dem Ufer der Loire, unweit Naumure, am 24. August 1482, nachdem sie ihr großes Unglück als Königin, Gattin und

Mutter mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen und bekämpft hatte.

Margarethe von Frankreich (Valois), T. Heinrichs II., geb. 1552, wurde am Hofe ihrer Brüder Franz II. und Karls IX. erzogen und 1572 an Heinrich von Bearn, König von Navarra, nachmaligen Heinrich IV. von Frankreich, vermählt. Diese Vermählung sollte dazu dienen, die Hugenotten zu vernichten. Denn durch dieselbe hatte man, indem man einen Protestanten mit einer Katholikin vermählte, dieselben sicher gemacht und die meisten Häupter zu Paris versammelt; doch wenige Tage nach derselben brach die Bluthochzeit aus, und während derselben nöthigte man Heinrich IV., wenn er sein Leben retten wollte, in einer Capelle bei dem Schloß den Protestantismus abzuschwören. M. selbst war in Gefahr, indem ein verwundeter Hugenotte unerwartet in ihr Zimmer floh und, verfolgt, sich in die Nähe M.ns flüchtete, sie umriß und mit Blut bedeckte, bis endlich ein Officier beide rettete. M. zeichnete sich durch ihren zügellosen Lebenswandel aus. Schon vor ihrer Vermählung hatte sie dem Herzog von Guise ihre letzte Gunst geschenkt, und das Gerücht gab ihm viele Nebenbuhler. Von ihrem Gemahl weder geachtet noch geliebt, beging sie auch nach der Vermählung viele Untreuen. Als ihr Bruder, der Herzog von Alençon, Heinrich III. verdächtig ward und gefangen gesetzt wurde, leistete sie ihm im Kerker freiwillig Gesellschaft. Als ihr Gemahl den französischen Hof 1576 heimlich verließ, wollte M. ihm nach Gascogne folgen, doch ward ihr dies anfangs untersagt; später erhielt sie aber die Erlaubniß dazu und lebte 5 Jahre ziemlich glücklich mit ihm. Doch verließ sie ihn wegen eines Zwistes über die Ausübung des kathol. Gottesdienstes wieder und ging nach Paris, wo sie ihr zügelloses Leben von Neuem begann. Dies zog ihr bedeutende Demüthigungen von Heinrich III. zu, so daß sich der König von Navarra

veranlaßt sah, eine Gesandtschaft an denselben zu schicken und um Einstellung und Erklärung dieses Benehmens zu bitten. Diese Erklärungen fielen aber so nachtheilig für M. aus, daß Heinrich seine Gemahlin nach Béarn berief, wo sie sehr kalt empfangen ward. Als Sixtus V. 1585 den Bann gegen ihren Gemahl schleuderte, fühlte sie sich bewogen, in Agen, wo sie damals lebte, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Als sie aber, Verrath besorgend, von dort floh, um nach der Auvergne zu gehen, ward sie vom Marquis von Canellac gefangen und in das Schloß Usson gesperrt, bemächtigte sich aber, indem sie denselben in sich verliebt machte, des Schlosses. Als Heinrich IV. König von Frankreich wurde, ließ er ihr die Scheidung ihrer kinderlosen Ehe antragen. Anfangs willigte sie aus Furcht, daß Heinrich Gabrielen d'Estrées heirathen würde, nicht ein, endlich nach dieser Tode gab sie ihre Zustimmung unter der Bedingung, daß man ihr eine starke Pension gebe und ihre Schulden bezahle. 1599 sprach Clemens IX. die Scheidung aus. M. ließ sich nun in Paris nieder, woselbst sie 1615, der letzte Sprößling des Hauses Valois, st. Sie hinterließ Gedichte und Memoiren von 1565 bis 1582, Paris 1629, 1642, 1648, 1658 und 1661, und Lüttich 1713, Haag 1715, in welchen sie sich in einem geistreichen und naiven Styl als eine Vestalin schildert. M. war schön, geistreich und von gutem Herzen; Sinnlichkeit und Verschwendungssucht ihre Hauptfehler. Sie hatte von Heinrich IV. keine Kinder, doch soll sie uneheliche von mehreren Liebhabern gehabt haben.

Margarethe von Valois, geb. 1492, Tochter Karls von Orleans, Herzogs von Angoulême, und Louisens von Savoyen; hieß anfangs M. von Angoulême. Am Hofe Ludwigs XII. erzogen, schön, klug, geistreich, voll Grazie, in Sprachen sehr erfahren, stand sie mit ihrem Bruder, nachmals Franz I., in den besten Verhältnissen

und er gebrauchte sie zu den wichtigsten Verhandlungen. Als derselbe in Madrid gefangen war, begab sie sich dahin, um ihn in seiner Krankheit zu pflegen. Nachdem ihr 1. Gemahl, der Herzog Karl von Alençon, mit dem sie sich 1509 vermählt hatte, 1525 gestorben war, vermählte sie sich 1527 mit Heinrich d'Albret, König von Navarra, dem sie die berühmte Johanne d'Albret, die Mutter Heinrichs IV., gebar. Ihr aufgeklärter Geist neigte sich zu den Lehren der Reformation hin; 1533 gab sie dieserhalb eine kleine Schrift: »Miroir de l'ame pécheresse,« Alençon und Paris 1533, heraus, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Diese Strenge bewog sie, nur noch mehr sich der verfolgten Reformirten anzunehmen und sie mit allem ihren Ansehen zu beschützen, doch kehrte sie selbst kurz vor ihrem 1549, auf dem Schlosse Odos in Bigorre erfolgenden Tode zur kathol. Religion zurück. M. war gleich ausgezeichnet durch Schönheit und Geist; ihre Zeitgenossen nannten sie die 10te Muse und die 4te Grazie. Außer dem genannten Werke schrieb sie: »Heptameron, ou les nouvelles de la reine de Navarre,« eine Sammlung geistreicher Erzählungen im Geschmack des Boccaccio, und zerstreute Aufsätze, die ihr Kammerdiener, Jean de la Have, unter dem Titel: »Les Marguerites de la Marguerite des Princesses,« sammelte und Lyon 1547 (n. Aufl. Paris 1554) herausgab, und in welchen sich 4 religiöse Komödien und 2 Possenspiele befinden. Auch hat man noch, außer einigen andern Dichtungen, ein ziemlich langes Gedicht: »Le triomphe de l'Agneau,« von ihr.

Margaretha von Parma, Halbschwester Philipps II., Oberstatthalterin in den Niederlanden, von 1559 bis Sept. 1567. (s. Granvella.)

Marggraf (Andreas Sigismund), ein berühmter Chemiker, 1709 in Berlin geboren, starb 1782.

Maria, die Mutter Jesu, nach Auslegung einer biblischen Stelle (Luc. 3, 23.) aus dem königlichen, aber verarmten Geschlechte Davids entsprossen, doch auch mit dem Stamme Arons verwandt. Die Evangelisten berichten von ihr Folgendes: Nazareth war der Wohnort der M. und Josephs, eines biedern Mannes aus dem Stamme Davids, des Verlobten derselben. Joseph hatte seiner Verlobten (was bei den Hebräern eben so viel war als seiner Vermählten) noch nicht ehelich beigewohnt, als ein Bote des Himmels, der Engel Gabriel, der M. erschien, (Luc. 1, 26), ihr zu verkünden, daß sie erkoren sei, den Messias zur Welt zu bringen. Ueber diese Nachricht erstaunte die Jungfrau und entgegnete: »Wie mag das geschehen, da ich von keinem Mann weiß?« Hierauf erwiederte der Engel, daß sie auf eine außerordentliche Weise durch den heil. Geist beschattet und so Mutter werden solle. Zur Bekräftigung seines Worts sagte ihr der Engel, daß auch ihre schon bejahrte, bisher unfruchtbare Base Elisabeth, die Gattin des Zacharias, im 6. Monate gesegneten Leibes sei. M. glaubte und unterwarf sich nun demuthsvoll dem Willen des Höchsten. Sie ging nun nach einiger Zeit zur Elisabeth (Luc. 1, 39.). Als ihr diese freundlich entgegentrat, hüpfte das Kind in deren Leib, welches sie als eine gute Vorbedeutung der höhern Sendung M.'s ansah. M. lobte hierauf in dem Hause des Zacharias, voll hoher Erhebung und göttlicher Erleuchtung, den Höchsten. Dieser Gesang ist als das Magnificat noch jetzt in der Kirche üblich. Nach etwa 3 Monaten kehrte sie, nachdem Elisabeth einen Sohn geboren hatte, nach Nazareth zurück. Mit Verwunderung hatte indessen ihr Verlobter ihre Schwangerschaft bemerkt und sich im Stillen von ihr zu scheiden beschlossen. Doch ein Traum belehrte ihn, daß das Kind, das M. bei sich trage, höherer Natur sei (Matth. 1, 20.). Damals hatte Kaiser Augustus eine Volkszählung befohlen, der gemäß sich

Jeder, an dem Orte, woher er stammte, aufschreiben lassen mußte. Daher begaben sich beide Gatten nach ihrem Stammorte Bethlehem, wo sie jedoch kein Unterkommen fanden und in einem Stalle Obdach suchen mußten. Hier kam das Kind Jesus zur Welt, ward von M. in Windeln gehüllt und in eine Krippe gelegt (Luc. 2, 11.). Später, als M. sich in den Tempel begab, um wegen ihrer glücklichen Niederkunft ihr Reinigungsopfer zu bringen und Jesus als Erstgebornen Gott zu weihen, sprach der greise Simeon Worte der Weissagung über das Kind. Ein Traum warnte Joseph vor Herodes Verfolgungen (Matth. 2, 13.). Er entfloh daher mit M. und Jesus nach Aegypten. Von da zurückgekehrt, nahmen die Eltern Jesus zum ersten Mal mit nach Jerusalem zum Passah; der 12jährige Knabe verlor sich im Gedränge und wurde lehrend im Tempel wiedergefunden. Die besorgte Mutter sprach aber statt der Vorwürfe nichts zu Jesu, als: »Warum hast du mir das gethan; ich und dein Vater sorgten sehr um dich.« In der spätern Geschichte Jesus kommt M. in den Evangelien nur selten vor. Nur bei der Hochzeit zu Kanaan in Galiläa ist es ihr Mitgefühl für die Verlegenheit Anderer (nicht aber, wie Chrysostomos meint, eine Art Eitelkeit, um mit der Fähigkeit ihres Sohnes, Wunder zu thun, zu glänzen), wodurch sie ihren Sohn veranlaßt, nach einigen verweisenden Worten, die er gegen sie gesprochen, sein erstes Wunder zu wirken und Wasser in Wein zu verwandeln (Joh. 2, 1. u. f.). Ein anderes Mal eilte sie zu Kapernaum in Gesellschaft der Brüder, d. i. der nächsten Anverwandten Jesu herbei, und wollte ihn abrufen als er eben lehrte. Jesus aber sprach: daß nicht iene seine wahren Anverwandten wären, sondern die, die eben um ihn säßen und denen er lehre (Marc. 3, 3.). Am letzten Osterfest Jesu war M. zu Jerusalem, folgte ihm zur Schädelstätte und stand unter dem Kreuze, an dem Jesus litt. Hier empfahl Jesus sie

dem Johannes als Mutter (Joh. 19, 26.). Nach dem Tode ihres Sohnes verweilte sie zu Jerusalem und wohnte den gottesdienstlichen Versammlungen in Gemeinschaft mit den ersten Anhängern der Lehre Jesu bei (Apostelgesch. 1, 14.). So weit das neue Testament; allein die Kirche, die sich schon in der frühesten Zeit sehr mit der M. beschäftigte, hat noch andere Nachrichten, die sie theils aus dem neuen Testamente folgerte, theils durch Tradition vernahm, theils aus alten Urkunden, dergleichen z. B. die für apokryphisch erklärten Proto- und andere Evangelien des neuen Testaments sind, schöpfte. Sie hat daraus noch folgende Lebensumstände zusammengesetzt, die die kathol. Kirche wenigstens zum Theil als unbezweifelt annimmt. Nach dem Protoevangelium des heil. Jakobus soll nämlich M. die Tochter Jonathans und der Anna, und ihnen, als einziges Kind, erst im späten Alter geboren, deshalb als ein besonderes Geschenk Gottes betrachtet und dem Tempeldienst geweiht worden sein. Joseph habe als Greis sich mit M. verlobt, nicht um Kinder zu zeugen, sondern um die unbefleckte Jungfrauschaft M.s zu bewahren und, nur weil er diese verletzt glaubte, sich von ihr trennen wollen. Ferner verehrt die kathol. Kirche als fromme Sage, jedoch nicht unbezweifelt, daß ein Traum Joseph befohlen habe, seinen Stab zur Bekräftigung der Wahrheit in die Erde zu stoßen, und daß, als er dies gethan, derselbe, obschon er früher dürr und trocken gewesen sei, gegrünt und geblüht habe. Geboren soll M. haben, ohne Schmerzen zu empfinden, ohne Hülfe zu bedürfen und ohne das Siegel der Jungfrauschaft zu verletzen. Später soll sie zu Kapernaum gelebt, oft aber, gleich den andern heiligen Weibern, ihren Sohn auf seinen Lehrzügen begleitet haben. Gestorben soll sie eines natürlichen Todes im hohen Alter zu Ephesos sein (was noch das Concilium zu Ephesos im 5. Jahrh. für unbezweifelt ansah), obgleich Andere und bes. die neuere kathol. Kirche Jerusalem

als ihren Todes- und Begräbnißort nennen und ihre Grabesstelle zu Gethsemane zeigen. Die Kaiserin Pulcheria, die nach diesem Grabe forschte und daher dem damaligen Bischof von Jerusalem Gelegenheit gab, es ihr zu zeigen, war wohl an diesem Glauben Ursach. Einige meinen in Bezug auf die Weissagung Simeons: es werde ein Schwert durch ihre Seele dringen, M. habe den Märtyrertod erlitten. Die Sage, daß die Apostel bei ihrem Tode auf eine wunderbare Weise versammelt und zugegen gewesen wären, daß, als man sie begraben habe, eine himmlische Musik sich 3 Tage lang beim Grabe habe hören lassen, und daß endlich, als man den Grabstein gehoben habe, um dem Apostel Thomas, der allein dem Begräbniß nicht beigewohnt habe, den Leichnam zu zeigen, man das Grab leer gefunden und also auf eine körperliche Himmelfahrt M.s geschlossen habe, stellt die katholische Kirche dem Glauben anheim. Ganz verwirft sie aber, was in den apokryphischen Evangelien von der Kindheit Jesu und dem Evangelium St. Thomas von M. gesagt ist. Merkwürdig ist auch noch die von Einigen, selbst Neueren, aufgestellte Meinung, daß M. nach Jesus noch mehrere Kinder geboren habe, unter denen 4, Jakob, Joses, Simon und Judas, im neuen Testament ausdrücklich Brüder des Herrn genannt werden. Es läßt sich aber ziemlich bündig der Beweis führen, daß diese bloß Verwandte (ἀδελφός, Bruder, aber auch Verwandter) von Jesus waren, da die wahren Eltern derselben zuweilen genannt werden. Maria, Schwester der heil. Jungfrau, soll die Mutter mehrerer gewesen sein. Die spätern Juden erdichteten mehrere Nachrichten über M., z. B. daß sie eine Putzmacherin und die Frau eines gewissen Johanan gewesen sei, und Jesus im Ehebruche mit einem Andern, Panderos, empfangen habe u. s. w. Dagegen reden die Muhammedaner mit der höchsten Achtung von M. und der von ihnen ihrer Geschichte zugesetzten Fabeln sind wenig und selbst

diese gereichen der M. zum Ruhm. Auch Schriften schreibt man der M. zu, so soll sie einige Briefe an St. Ignatius und hebräisch einige andere an die Bewohner von Florenz und Messina geschrieben und St. Paulus dieselben ins Griechische übersetzt haben. Offenbar sind diese Briefe aber untergeschoben. Die katholische Kirche betrachtet nun M. als das Ideal weiblicher Vollkommenheit; sie stellt sich vor, die gebenedeite Jungfrau habe ihren eingebornen Sohn Jesus durch die Kraft Gottes empfangen und sei stets, wie vor, so nach, eine reine Jungfrau verblieben. Sie nennt M. eine Gottesgebährerin (θεοτόκος), in so fern nämlich, als sie denjenigen geboren, den der Apostel selbst den hochgelobten Gott in alle Ewigkeit nannte (Röm. 9, 5.). Sie glaubt, daß M. zum Lohn ihrer Tugenden nach ihrem Hinscheiden nicht nur sei in den Himmel aufgenommen worden, sondern hier auch unter allen Seligen zunächst nach ihrem göttlichen Sohne selbst den vornehmsten Rang behaupte; sie zweifelt deshalb auch nicht, daß alle getreue Verehrer und Nachahmer ihrer Tugenden in ihr eine mächtige Fürsprecherin bei Gott in allen ihren Nöthen finden werden. Kein Glaubenssatz, sondern nur eine von Vielen (Scotus und seinen Ordensgenossen, den Franciscanern, u. A.) vertheidigte, von Andern (dem heil. Bernhard, Thomas v. Aquino und seinen Ordensgenossen, den Dominikanern) bestrittene Meinung ist es, daß M. unbefleckt oder ohne Erbsünde empfangen worden sei, was nur den Sinn hat, daß sich in M. von ihrer Geburt an durchaus nichts vorgefunden hat, was Gott mißfallen und ihn genöthigt hätte, M. gleich den übrigen Adamskindern zu behandeln. Die Protestanten dagegen achten zwar M. als die Mutter Jesu und als eine fromme Frau, sie erzeigen ihr aber weder eine an eine göttliche grenzende Verehrung, noch nehmen sie das, was die Tradition und spätere Nachrichten über M. berichten, als unbezweifelt. Die Erörterung aber der

Fragen, ob M. noch nach Christi Geburt mit Joseph in einer Engelsehe gelebt habe u. s. w. vermeiden sie als Anstoß gebend.

Maria I., Königin von England, geb. den 11. Febr. 1515, war die Tochter Heinrichs VIII. und Katharinens von Aragon, und lebte als Tochter einer verfolgten Königin, in früher Jugend aller der Rechte beraubt, die ihr als Königstochter gebührten, so lange nämlich ihr Vater und Bruder den Thron Englands besaßen. Da ihre Mutter, Katharine von Aragon, eifrige Anhängerin des römischen Cultus blieb, nahm Maria gleiche Grundsätze an und haßte die Religion ihrer Verfolger. Ihres Vaters düsterer, argwöhnischer Charakter schien sich auf sie vererbt zu haben. Nach dem Tode ihres Bruders Eduard, in einem Alter von 37 Jahren, bestieg sie unter schwierigen Umständen einen Thron, worauf noch ihre Schwester Elisabeth, Johanne Gray und Maria Stuart, weil beide letztere von Heinrich VII. abstammten, Ansprüche machten. Weil Mariens Ansprüche gerechter erschienen, erhielt sie den Vorzug, mußte sich aber sogleich verbindlich machen, die protestantische Lehre ungekränkt zu lassen. Kurz nach der Thronbesteigung ließ sie aus Mißtrauen ihre Schwester Elisabeth einkerkern und die unglückliche Johanne Gray hinrichten. Der römische Cultus wurde allenthalben eingeführt, viele als Ketzer verbrannt und noch mehr mit Gewalt bekehrt. Noch größer wurde der Haß, als sie König Philipp II. von Spanien die Hand reichte, den seine Unduldsamkeit nirgends beliebt machte. Um seinetwillen erschöpfte sie die Kräfte des Reichs, legte neue Steuern auf und sandte das erpreßte Geld nach Flandern, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war, nachdem er nur 1 Jahr mit ihr verlebt hatte. Sie starb 1558, ohne Kinder zu hinterlassen, nachdem kurz zuvor Calais durch den Herzog von Guise England entrissen worden war.

Maria Stuart, Tochter Jakobs V., Königs von Schott-

land, und der Maria von Lothringen. Ihr Vater ſt. 7 Tage nach M.'s Geburt. Heinrich VIII. warf ſeine Augen auf die reiche Erbtochter und begehrte ihre Hand für ſeinen 5jährigen Sohn, als M. noch in der Wiege lag. Die Königin Mutter ſchlug dieſe Heirath, die bloß zum Zweck hatte, Schottland für England zu erwerben, zwar aus, brachte M. aber gegen die zu befürchtenden Nachſtellungen nach dem Schloß Stirling und ſpäter in ein Kloſter auf einer Inſel im See Mentheit in Sicherheit. Der Graf Arran, Regent Schottlands und Vormund M.'s, erklärte ſie für ſeinen Sohn beſtimmt; allein die Königin Mutter nahm ſie für den Dauphin von Frankreich in Anſpruch, und wirklich wurde ſie im Auguſt 1548 nach Breſt übergeſchifft, und in einem Kloſter bei Paris lernte ſie nun Tanzen, Singen, Lauteſpielen, Dichtkunſt u. ſ. w. Am 24. April 1558 ward M. mit dem Dauphin Franz vermählt, obſchon mehrere Fürſten, namentlich Eduard VI. von England, ihre Hand für ſich in Anſpruch genommen hatten. Anfangs vom ganzen Hofe angebetet, flößte bald ihre Schönheit und ihr Geiſt der Königin Katharina von Medicis Eiferſucht ein, die nach dem Tode des Königs Heinrich II. (1559) noch ſtieg. Durch dieſen Todesfall Königin geworden, blieb ſie es doch nicht lange; denn ſchon 1560 ſt. ihr Gemahl Franz II. und zugleich ihre Mutter, die bisher in Schottland die Regentſchaft geführt hatte. Sie begab ſich nun nach Rheims zu ihrem Oheim, dem Cardinal von Lothringen. Hier legte ihr Eliſabeth, Königin von England, eine Acte vor, worin England und Schottland überein kamen, daß M. auf immer ihren Anſprüchen auf England und Irland entſagen ſolle. M. weigerte ſich, ſie zu unterzeichnen und forderte, um ſich mit ihren Großen zu berathen, ſicheres Geleit nach Schottland. Eliſabeth verſagte es und M. ſchiffte ſich nun, auch ohne dieſe Erlaubniß zu haben, im Auguſt 1561 zu Calais nach Schottland ein. Mit Rührung ſah ſie

die französischen Küsten schwinden und machte ihren Gefühlen durch einige noch erhaltene französische Strophen Luft. Nebel sicherten das Schiff, auf dem M. war, gegen die englische, ihm auflauernde Flotte (denn M.s natürlicher Bruder und Regent in Schottland, der Graf von Murray, hatte deren heimliche Ueberfahrt an Elisabeth verrathen), und glücklich landete sie nach 5 Tagen in Leith. Sie fand indessen Schottland sehr verändert; das Parlament hatte die katholische Religion proscribirt und das Volk war fanatisch gegen dieselbe eingenommen. Man drohte, M.s Almosenierer, als er Messe lesen wollte, unter ihren Augen zu ermorden; öffentlich donnerten Prediger gegen sie und schalten sie eine neue Isabel und Edinburg beeiferte sich, ihr bei ihrem Einzuge Beweise seines Hasses der katholischen Religion zu geben. Ueberdies unterhielten der Graf Murray und der Staatssecretair Maitland heimlich Verbindungen mit Elisabeth. Diese war aber ihre erbittertste Gegnerin; doch entstand ihre Feindschaft weniger durch Herrschsucht, als durch eine weibliche Eifersüchtelei über die größeren Talente und die berühmte Schönheit und Jugend M.s. Letztere brachten der königl. Wittwe zahlreiche Bewerber. Einen Heirathsplan mit dem Erzherzog Karl, Sohn Kaiser Ferdinands I., vereitelte die Weigerung von diesem; einen andern, Philipps II., König von Spanien, hintertrieb Elisabeth und bot M. ihren Günstling, den Graf Leicester, zum Gemahl an, den M. aber, eben so wie Anton von Bourbon, König von Navarra, der sich von seiner Gemahlin Johanne scheiden lassen wollte, ausschlug. Allein nicht nur Fürsten bewarben sich um ihre Liebe, auch niedere Personen suchten leidenschaftlich ihre Minne zu erstürmen. So drang ein junger Franzose, Chastelard, zweimal in ihr Schlafzimmer ein und wurde das zweite Mal auf ihr Geschrei ergriffen und zum Tode verurtheilt. Ganz unerwartet bestimmte sie ihre Hand dem schönen Heinrich Darnley, der, wie sie, aus

dem Hause Stuart entsprossen und Katholik war. Der Graf Murray versuchte es, sie mit ihrem Geliebten zu verhaften, allein M. erhob sich gegen die Rebellen und trieb sie auf englisches Gebiet zurück. Siegreich reichte M. ihrem Geliebten am 29 Julius 1565 die Hand. Am folgenden Tage gab M. ihrem Gemahl, der schon die höchsten Reichswürden besaß, den Titel König. Bald wollte er nicht bloß den Namen, sondern auch die Macht haben. Hierüber, so wie wegen seines rohen, ausschweifenden Lebens, gerieth Darnley mit M. in Zwist. Zugleich ward er auf den Einfluß des Rizzio, der ein häßlicher, alternder und kleiner Piemonteser, aber ein gewandter Erzähler, trefflicher Sänger und geschickter Mime war und als der Königin Geheimschreiber ihr ganzes Vertrauen genoß, aber keinesweges in einem strafbaren Verhältniß mit ihr stand, eifersüchtig, und nicht ohne sein Mitwissen, hauptsächlich aber auf Anstiften der protestantischen Partei, ermordete der Lord Ruthwen den Unglücklichen in Gegenwart der Königin, des Königs und mehrerer Personen, als sie gerade beim Abendessen saßen, so daß M. von seinem Blute bespritzt wurde und die Tafel, die man umstürzte, ihre Schulter traf. In demselben Zimmer, wo der Mord geschehen war, mußte die Königin die Nacht eingesperrt bleiben; am andern Morgen zog der Graf Murray in Triumph in Edinburg ein und mit Mühe flüchtete sich die Königin nach dem Schloß Dunbar, wo sie eine Partei sammelte und nachdem sie mit den Rebellen einen Vergleich geschlossen hatte, nach Edinburg zurückkehrte. Hier gebar sie am 19. Juni 1566 einen Knaben, den nachmaligen Jakob VI. (II.), mit dem sie gerade zur Zeit jenes Mordes im 7. Monate schwanger gewesen war und der davon die Eigenheit behielt, keinen bloßen Degen sehen zu können. Indessen setzte sich eine schon längst gehegte Feindschaft zwischen Darnley und der Königin Bruder, Murray, immer fort und ward täglich ärger; vorzüglich gab die Taufe des jungen

Prinzen, die nach kathol. Ritus vollzogen wurde, Anlaß zum Streit zwischen Katholiken und Protestanten. Darnley war indessen zu Glasgow bei seinem Vater an den Blattern erkrankt. Sobald es die Königin ohne Gefahr der Ansteckung wagen konnte, holte sie ihn von da ab und brachte ihn nach ihrem Hof. Indessen wies sie ihm nicht das ungesunde Schloß, sondern ein Predigerhaus zur Wohnung an. Sie hatte ihn eben freundlich verlassen, um sich zu einer Hochzeit einer ihrer Ehrenfräuleins zu begeben, als das Haus des Predigers und mit ihm der unglückliche Darnley und ein Kammerdiener desselben in der Nacht vom 9. – 10. Febr. 1567 durch Pulver in die Luft gesprengt wurde. Doch soll man an den stark verbrannten Körpern der Umgekommenen Spuren der Erdrosselung bemerkt haben. Mit Wahrscheinlichkeit beschuldigte man die protestantische Partei dieses Mordes, doch gaben M.s Gegner auch der Königin dieselbe Schuld, und noch bis jetzt ist es den Freunden derselben nicht vollkommen gelungen, einen leisen Verdacht der Mitwissenschaft an demselben von M. zu entfernen. Murray ging nach Frankreich, M. aber zu ihrem Sohn nach Stirling. Auf dem Rückwege ward sie von 800 Reitern überfallen und gefangen auf das Schloß Dunbar geführt. Hier gab ihr der Graf Bothwell, den das Gerücht als Urheber des Mords des vorigen Königs nannte, nicht eher die Freiheit wieder, bis sie ihm die Hand gab. Als Protestant mußte er zuvor von seiner Gemahlin geschieden werden. Schon am 10. Mai 1567 wurde die Vermählung mit M. nach protestantischen Gebräuchen vollzogen, und durch diese frühe Vermählung dem Gerücht, daß M. Mitschuldige an dem Mord ihres 2. Gemahls sei, noch mehr Nahrung gegeben. Bothwell wurde zum Grafen von Orkney ernannt, war aber zu schwach, die Zügel der Regierung zu führen. Von dem empörten Adel im Schloß Borthwik belagert, mußte er mit seiner, als Mann verkleide-

ten Gemahlin nach Schloß Dunbar fliehen, und endlich nach den Orkaden und Norwegen entweichen, wo er von Seeräuberei lebte und nach einigen Jahren starb. M. ward dagegen gefangen, unter Schmähungen und Schimpfen des Pöbels, der sie laut des Königsmords beschuldigte, nach Edinburg und von da nach Lohleven gebracht und dort der Obhut der Mutter des Grafen Murray, die sich für die rechtmäßige Gemahlin Jakobs V. vor seiner Vermählung mit Maria von Guise und ihren Sohn Murray daher für legitim und M. für einen Bastard erklärte, übergeben. Viele Unbilden hatte sie dort zu erdulden; man nahm ihr Geschmeide und Kostbarkeiten, zerstörte die Bilder ihrer Capelle und zwang ihr zwei Acten ab, in denen sie zu Gunsten ihres Sohnes entsagte und Murray zum Regenten und Vormund ernannte. 11 Monate brachte sie in diesem Gewahrsam zu; endlich befreite sie ein 15jähriger Knabe, William Douglas. Sie sammelte nun 6000 Treue um sich, allein Murray schlug diese bei Longside, und sie war, da ihr Schiffe, nach Frankreich zu fliehen, fehlten, gezwungen, am 16. Mai 1568 nach England zu ihrer erbittertsten Feindin, Elisabeth, sich zu retten. Mit gebührender Ehrfurcht geleitete man sie nach Carlisle; dort bemerkte sie aber bald, daß sie eine Gefangene sei. Vergebens schrieb sie an Elisabeth und bat nach London gebracht zu werden; jene schlug es ab, unter dem Vorwand, daß M. erst sich von den ihr gemachten Beschuldigungen reinigen müsse. Sie ward nun nach Schloß Bolton gebracht, der Graf Lenor, der Vater Darnley's, klagte sie offen des Mordes und des Einverständnisses mit Bothwell, noch bei Lebzeiten des ersteren, an, und Murray suchte durch Auslieferung von Briefschaften und Gedichten M.s Beweise für diese Beschuldigung zu geben. Eine geheime Untersuchungscommission versammelte sich zu York und ward später nach Westminster verlegt, um dort unter Elisabeths Augen zu arbeiten.

Als M. einen Antrag, der Krone zu Gunsten ihres Sohnes zu entsagen, ausschlug, ward sie nach Tutburry und Winkfield gebracht, wo sie dem Grafen von Schrewsbury zur Bewachung anvertraut ward. Gegenseitige Anklagen erhoben sich nun; denn während die Gegner M.'s dieser den Mord ihres Gemahls Schuld gaben, beschuldigten deren Freunde die Gräfin Shrewsbury, M. haben vergiften zu wollen, und Elisabeth, einen ihrer Wächter, Rolstone, bestochen zu haben, sie zu verführen und dann ihre Schande kund zu thun. Um diese Zeit faßte der Herzog von Norfolk den Plan, M. zu befreien, ihr seine Hand zu reichen und seine Tochter Jakob VI., ihrem Sohn, zu geben; unglücklicher Weise hatte er sich aber dem Grafen Murray vertraut, der ihn verrieth; er ward gefangen und hingerichtet. Bald darauf fiel Murray durch Mörderhand und der Graf Lenox ward an seiner Stelle Regent. Die Befreiungsversuche Norfolks und Anderer zogen die Banden M.'s immer enger, man brachte sie nach Sheffield; zahlreiche Patrouillen umkreisten das Schloß, es war ihr nur eine Kammerfrau gelassen u. s. w. Vergebens verwendeten sich die katholischen Höfe, namentlich Frankreich und selbst ihre Feindin, Katharina von Medicis, für die Erleichterung ihrer Haft; jeder solcher Versuch war nur ein Zeichen zu härterem Verfahren gegen M. Kaum konnte man erlangen, daß sie unter strenger Aufsicht auf kurze Zeit die Bäder von Burton besuchen durfte, und bald kehrte sie nach Schloß Sheffield zurück. Dort erkrankte sie gefährlich und ward nach ihrer Genesung dem Amias Paulet im Schloß Tutbury zur Bewachung vertraut. Rauh war dieser Wächter, aber gerad und edel; denn mit Verachtung wies er Anträge seiner Gebieterin, M. zu vergiften, zurück. Um diese Zeit erregte der Plan Babingtons und mehrerer Katholiken, Elisabeth zu ermorden, das größte Entsetzen unter den Protestanten in England. Allgemein schrieb man M. Mitwissenschaft

um diesen Mordplan zu. Ihre Secretaire, Nau und Kurl, wurden verhaftet, M. unter dem Vorwand eines Spazierritts aus ihrem Gefängniß entfernt und dieses streng durchsucht und ein peinlicher Prozeß auf die durch die Folter erzwungene Aussage ersterer gegründet und ihr, als Staatsgefangenen, das letzte Geld und der letzte Schmuck genommen. Beharrlich läugnete aber M. alle Mitwissenschaft an Babingtons Plänen. Am 25. Sept. 1586 brachte man sie endlich, nachdem sie von Schloß zu Schloß gewandert war, unter Paulets Obhut nach dem Schlosse Fotheringay. Hier wurden ihr auch die letzten Zeichen der königl. Würde geraubt und ihr Zimmer und Bett schwarz ausgeschlagen. Der Kanzler von England und 20 Lords erschienen als ihre Richter; vergebens protestirte sie gegen dieselben und verlangte von ihres Gleichen gerichtet zu werden, vergebens verweigerte sie die Antwort und rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld und ihrer Nichttheilnahme an dem Attentat gegen die Königin Elisabeth an; sie ward dennoch zum Tode verurtheilt und dieses Urtheil durch das Parlament bestätigt. Umsonst verwendeten sich nun die kathol. Höfe, um die Vollstreckung des Urtheils zu hindern. Sie wurden mit leeren Ausflüchten hingehalten. Ein Mordplan gegen Elisabeth, an dem die franz. Gesandtschaft Theil genommen haben sollte, beschleunigte nur die Hinrichtung. Elisabeth bestätigte das Todesurtheil und gab es mit einer heitern Miene an Davison, um es mit dem großen Reichssiegel zu versehen. Die Commissaire, mit dieser Vollziehung beauftragt, begaben sich sogleich nach dem Schlosse Fotheringay, um M. das Urtheil anzukündigen. Diese, eben im Begriff, sich niederzulegen, vernahm die Nachricht, daß sie am andern Morgen den Tod erleiden sollte, mit Hingebung und dankte Gott, sie nach einem 19jährigen Leiden durch den Tod zu erlösen. Als der Graf von Kent, ein eifriger Protestant ihr sagte, daß sie, um die neue Lehre zu besiegeln, den Tod leide, faßte sie diesen Ge-

danken mit Entzücken auf und freute sich, als Märtyrerin für den kathol. Glauben zu sterben. Sie nahm hierauf etwas Nahrung zu sich und legte sich nieder, um Kräfte für den andern Morgen zu sammeln. Aufgestanden kleidete sie sich in schwarzen Sammet, empfahl ihre 4 Ehrenfräuleins, die mit ihr erzogen waren, und ihre andern Diener in einem Briefe der Königin von Frankreich und ließ sich von ersteren versprechen, nach Frankreich zu gehen, ging hierauf in ihr Betcabinet und nahm hier, da ihr ein katholischer Priester verweigert ward, eine vom Papst geweihte, ihr geschenkte Hostie als heil. Abendmahl, ließ hierauf den rauh anklopfenden Commissären öffnen, nahm, vom fanatischen Kent verhöhnt; ein kleines elfenbeinernes Crucifix und begab sich, von ihren Frauen begleitet, die man anfangs zurückhalten wollte, aber endlich, nach M.'s ernster Berufung auf ihre Würde, zuließ, nach dem untern Stock des Gebäudes. Unten an der Treppe fand sie ihren Haushofmeister, Melville, in Thränen zerfließend und bat ihn, sie den kurzen Weg bis zum Schaffot zu unterstützen. Auf dem Schaffot angelangt, sprach sie ihr Bedauern aus, daß sie durch das Beil, nicht, wie in Frankreich gewöhnlich, durch das Schwert sterben solle. Als ihre Frauen in Thränen ausbrachen, verbot sie ihnen zu weinen, da sie für ihr ruhiges Betragen Bürge geworden sei. Dann sprach sie, nachdem sie ihre Blicke zu den, etwa 300 Personen betragenden Zuschauern gewendet hatte, nochmals eine Betheuerung ihrer Unschuld an dem Tode Heinrich Darnley's und an den Attentaten gegen Elisabeths Leben aus, fügte aber hinzu, daß sie freilich alle Mittel, um ihre Ketten zu brechen, versucht habe. Hierauf kniete sie nieder und sprach ein Gebet nach den Gebräuchen der kathol. Kirche. Dem Decan Fletscher, der ihr die Hölle verkündete, wenn sie im katholischen Glauben beharre, antwortete sie daß sie in dem Glauben ihrer Väter sterbe. Als der Nachrichter sie entkleiden wollte, wehrte sie ihm und sprach lä-

chelnd, daß sie weder eines solchen Kammerdieners, noch in so großer Gesellschaft sich zu entkleiden gewohnt sei. Sie kniete hierauf nieder, sprach: »In manus tuas, domine, commendo spiritum meum,« und der Henker trennte, falsch hauend, mit 3 Schlägen ihr Haupt vom Rumpf. Es war am 18. Februar 1587. Nach der Hinrichtung ward ihr Körper mit einem schwarzen Tuch bedeckt, von ihren Frauen in ihr Schlafzimmer zurück getragen und in einen bleiernen Sarg, mit aromatischen Kräutern gefüllt, in der Kathedrale zu Peterborough, dem Grabe der Katharina von Aragonien gegenüber, beigesetzt. Ihr Sohn, Jakob VI. (II.), ließ sie, als er König von England geworden war, ausgraben, in der Capelle Heinrichs VII. zu Westminster beisetzen und ihr ein prächtiges Grabmal errichten. Bei ihrem Leben hatte indessen der schlechte Sohn nichts für ihre Freiwerdung gethan, in der Stille vielmehr bei Elisabeth dahin gewirkt, daß sie für immer im Kerker bliebe. — M. war wahrscheinlich an den Verbrechen, die man ihr Schuld gab, unschuldig; sie war aber ein schwaches, leichtsinniges, sinnliches Weib und ihrer Stellung in einer höchst unruhigen Zeit nicht gewachsen. Durch ihre Schönheit mancherlei Verführungen ausgesetzt, unterlag sie denselben oft und fiel so in die Fallstricke ihrer Nebenbuhlerin. M.'s Geschichte hat zu mehrfachen dramatischen und romantischen Bearbeitungen Anlaß gegeben. Schiller's Trauerspiel ist die gelungenste dieser Darstellungen.

Maria von Medici, Tochter Franz II., Großherzogs von Toscana, geb. zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV. verheirathet, nachdem derselbe sich hatte von Margarethe von Valois scheiden lassen, und übernahm nach dem Tode ihres Gemahls (1610) die Regentschaft des Reichs, da ihr Sohn, Ludwig XIII., noch minderjährig war, wobei sich der Herzog von Epernon besonders thätig bezeigte. Auf eine unbesonnene Weise verschwendete jedoch Maria die

von Heinrich IV. aufgehäuften Schätze, Frankreich verlor seine Achtung nach Außen und wurde im Innern durch einen verderblichen Bürgerkrieg verwüstet. Umsonst versuchte sie durch einen Vertrag (1614) den Unruhen ein Ende zu machen; denn ihr Günstling, der Marschall von Ancre, reizte durch sein übermüthiges Betragen zu neuen Empörungen, und erst die Ermordung desselben, auf Ludwigs XIII. Befehl, erstickte diese. Maria wurde nach Blois verwiesen, entwich aber durch Hülfe des Herzogs von Epernon in der Nacht vom 11. auf den 22. Februar 1619 nach Angoulême, und Richelieu, damals noch Bischof von Luçon, brachte noch in demselben Jahre eine Aussöhnung mit dem Könige zu Stande. Doch kurz darauf erregte Maria, unzufrieden, daß nicht alle Bedingungen des Vertrags erfüllt worden waren, einen neuen Krieg, wurde aber bald zur Unterwerfung gezwungen. Nach dem Tode ihres unversöhnlichen Verfolgers, des Connetable de Luynes, trat sie an die Spitze der Regierung, und um ihr Ansehen zu vermehren, berief sie den Cardinal Richelieu in den Rath, der bis dahin ihr viel Anhänglichkeit gezeigt hatte. Dennoch vergaß er bald, was er der Königin schuldig war, und suchte sich der Zügel der Regierung zu bemächtigen, was ihm nur zu sehr gelang. Während des Kriegs in Italien 1629 zeigte sich zuerst die Entzweiung beider, und Richelieu nahm seine Maßregeln so gut, daß die Königin allen Einfluß verlor. Alle Anschläge von ihrer Seite, den Cardinal zu stürzen, scheiterten an der Unentschlossenheit des Königs, der sogar den 23. Febr. 1631 den Befehl gab, seine Mutter auf das Schloß zu Compiegne gefangen zu setzen, von wo sie jedoch noch in demselben Jahre nach Brüssel entwich. Sie sah sie Paris und ihren Sohn wieder. Seit dem 28. Febr. lebte sie zu Köln in Rubens Hause, wo sie am 3. Juni nämlichen Jahrs in Dürftigkeit starb. Wallraf hat ihrem Andenken zu Ehren an diesem Hause ein einfaches Denk-

mahl mit einer schönen Inschrift errichten lassen. Ihre Eingeweide liegen vor dem Mausoleum der h. Weisen im Dom. Ihr eifersüchtiger, hartnäckiger und ehrgeiziger Charakter war die Quelle ihres Mißgeschicks. Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxemburg, schöne Wasserleitungen u. die öffentliche Promenade Cours-la-Reine. 1774 erschien zu Paris ihre Lebensgeschichte in 3 Bdn.

Maria Theresia, s. Theresia (Maria).

Maria Antoinette, s. Antoinette (Maria).

Maria Louise Leopoldine Caroline, Erzherzogin von Oesterreich, auf Lebenszeit Herzogin von Parma, älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus zweiter Ehe mit Maria Theresia, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, geb. 1791, vermählt zu Paris mit dem Kaiser Napoleon den 1. April 1810. Diese Verbindung schien Napoleons Glück und den Continentalfrieden zu befestigen. Ihr Gemahl führte sie gleichsam im Triumph durch die Provinzen seines Reichs. Am 20. März 1811 gebar sie ihm einen Sohn, den König von Rom (s. Reichstadt), und ihr Hofstaat ward nun noch glänzender als früher. 1812 begleitete sie Napoleon nach Dresden und kehrte dann nach Paris zurück. Hier erfreuten sie zuerst Siegesnachrichten, erschreckte sie Mallets schon fast geglücktes Wagniß gegen ihres Gemahls Herrschaft und ängstigte sie die Erscheinung des 29. Bulletins. Doch Napoleons unerwartete Rückkehr beruhigte sie wieder. Ehe Napoleon im April 1813 wieder zur Armee abreis'te, setzte er sie zur Regentin, jedoch mit großen Beschränkungen, ein. M. L. benahm sich auch in dieser Stellung, bei allen nachfolgenden Unglücksfällen, edel und groß, wie ihre Reden nach der Schlacht von Leipzig im großen Rath, und ihr Aufruf an die Franzosen, Blois, 7. April 1814, bewiesen. Bekanntlich mußte sie bei der Annäherung der Alliirten an Paris diese Stadt am 29. März 1814 verlassen und begab sich

nach Blois. Hieronymus und Joseph Bonaparte wollten sie zwingen, ihnen auch bis jenseits der Loire zu folgen; allein sie weigerte sich, Blois zu verlassen. Am 8. April kam indessen der russische General, Graf Schuwalow, an und brachte ihr von den Ereignissen Kunde, worauf bald die Nachricht von der Entsagung ihres Gemahls folgte. Sie begab sich nun nach Orleans, und dann, von dem Fürsten Esterhazy begleitet, den 12. April nach Rambouillet; am 16. April hatte sie zu Trianon eine Unterredung mit Kaiser Franz. Sie ging nun durch die Schweiz nach Schönbrunn, übernahm den 17. März 1816 die ihr in dem Vertrage von Fontainebleau (11. April 1814) gesicherte Regierung von Parma, Piacenza und Guastella und hielt am 20. April ihren Einzug in Parma. Im Mai 1816 erklärte sie sich zur Großmeisterin des Constantinordens. Spanien erkannte indessen die Beschlüsse des wiener Congresses in Bezug auf Parma nicht an, und nach mehreren Verhandlungen wurde endlich zwischen Oesterreich, Rußland, Frankreich, Spanien, Preußen und England ein Vertrag geschlossen, dem zu Folge Parma, Piacenza und Guastalla, nach M. L.s Tode, an die (jetzt verstorbene) ehemalige Königin von Hetrurien und Infantin von Spanien, Maria Louise, oder deren männliche Descendenten kommen, das von dieser besessene Lucca aber dann an Florenz fallen soll. Die Enclaven von Parma am linken Ufer des Po, sollen dann an Oesterreich gelangen und dieses auch das Besetzungsrecht von Piacenza behalten. M. L. führt jetzt den Titel: Majestät, jedoch nicht den Titel: Kaiserin von Frankreich. Sie residirt in Parma. Sie soll nach einem ziemlich allgemein, besonders in Italien, verbreiteten Gerücht mit dem (1823 verstorbenen) Grafen Neipperg, der ihr völlig ergeben und ihr Rathgeber und erster Minister war, zum zweiten Male in geheimer Ehe vermählt gewesen sein, auch 2 Kinder aus derselben erhalten haben; doch ist diese Sage noch

nicht völlig constatirt und wagen wir es nicht, über den Grund oder Ungrund derselben zu entscheiden. S. über dies Verhältniß Malten, »Weltkunde,« Aarau 1829, Heft 5. Bis 1815 war ihr die Sorge für die Erziehung ihres Sohnes übertragen; doch ward ihr dieselbe im März, als ein Versuch, den jungen Prinzen zu entführen, fehlschlug, entzogen, schon im Mai ihr aber wieder übergeben. Als sie nach Parma ging, blieb ihr Sohn in Deutschland zurück, er hat 1818 vom Kaiser Franz den Titel: Herzog von Reichstadt erhalten.

Marie Louise, Königin von Spanien, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, geb. den 9. Decbr. 1751. Sie ward mit Karl IV. wider dessen Willen am 4. Septbr. 1765 verheirathet. Bald gelangte sie durch ihre Klugheit, Gewandtheit und geistige Ueberlegenheit zu einer Herrschaft über ihren Gemahl, der sie haßte und anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausgebrochen war. Nach der Thronbesteigung Karls IV. gewann sie den bedeutendsten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, und sie nebst ihrem Günstlinge, Don Manuel Godoy, dem sie durch ihre Schlauheit ihres Gemahls Gunst zu verschaffen gewußt hatte und den sie von einem Leibgardisten 1795 zum Fürsten de la Paz erhob, regierten mit unbeschränkter Macht ganz Spanien. Beide strebten darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand, gegen den M. L. einen unerträglichen Haß hegte, beim alten Könige verdächtig zu machen, der ohne Zweifel auf ihre Veranlassung den 29. Octbr. 1807 an den Kaiser Napoleon schrieb, sein Sohn habe ihn entthronen und seiner Mutter nach dem Leben trachten wollen, er sei daher mit dem Verluste der Thronfolge zu bestrafen. Doch da Marie Louise und ihr Günstling des Volks Stimmung fürchteten, so veranlaßte dieser den Prinzen, seinen Vater und seine Mutter schriftlich um Verzeihung zu bitten. Dies that er den 5. Novbr. 1807, worauf der König durch ein Dekret erklärte,

daß er auf des Prinzen Reue dessen strafbare Verirrungen verziehen habe. Doch bald darauf, den 18. März 1808, brach ein Aufruhr des Volks in Aranjuez aus, der Karl IV. so in Angst setzte, daß er die Krone zu Gunsten seines Sohnes niederlegte. Da Godoy verhaftet und der Wuth des Volkes Preis gegeben war, so hatte Marie Louise jetzt keinen anderen Rückweg, als sich in den Schutz des Kaisers Napoleon und seines Oberfeldherrn, Joachim Murat, der Madrid auf die erste Nachricht von den Ereignissen in Aranjuez besetzt hatte, zu begeben. Ihren Gemahl bewog sie, seine Abtretung in einer geheimen Erklärung vom 21. März, die er Murat zustellen ließ, zu widerrufen. Dieser rettete auf die inständige Bitte der Königin Godoy mit Gewalt aus den Händen seiner Feinde. Karl IV., Marie Louise und Godoy, von französischen Truppen eskortirt, erschienen sämmtlich zu Bayonne vor Napoleon, und der gegen seinen Sohn höchst aufgebrachte Karl IV., wurde durch die Königin, welche von Napoleon sogar verlangte, daß er ihren Sohn auf das Blutgerüst schicken sollte, und durch ihren Günstling leicht dahin gebracht, seinen Sohn und seine ganze Familie zugleich mit der Krone von Spanien gegen einen Jahrgehalt den Planen Napoleons aufzuopfern. Karl IV., Marie Louise und Godoy begaben sich nach Compiegne und nach mehrerem Ortswechsel endlich nach Rom, wo Marie Louise zu Anfange des Jahres 1819 starb.

Mariana (Juan), einer der ersten spanischen Geschichtschreiber, geb. zu Talavera 1536; starb 1623 zu Toledo.

Marienbad, im pilsener Kreise in Böhmen, das jetzt neben Teplitz, Karlsbad und Franzensbrunn einen Rang behauptet, liegt bei dem Stifte Tepel, 6 Meilen von Karlsbad in einer waldigen Gegend. Der Salz- oder Kreuzbrunnen wird am häufigsten getrunken; er ist dem kalten karlsbader Sprudelwasser ähnlich. 200 Schritte

davon quellen die Stahlbrunnen hervor, deren Mischung der des driburger und pyrmonter Wassers gleich ist, der ambrosianer Brunnen, und ebenfalls nicht weit davon aus sumpfigem Torfgrunde das Marienbad in unzähligen Quellen. Es sammelt sich in einem 11 Klafter langen und 3½ Klafter breiten, viereckigen Behältnisse. Was nur diesem von kleinen Thieren, z. B. Mäusen, Vögeln, Hühnern ꝛc. auf 1½ Elle tief zu nahe kommt, wird schnell von dem aufsteigenden Gase getödtet. Aus diesem Brunnen wird das Wasser in die 17 wohl eingerichteten Zimmer des nahen Badehauses geleitet, wo man durch Ziehen der Hähne kaltes und warmes Wasser haben kann. Die Genesenen haben eine Menge von Krücken zum Dank in der Ortskapelle aufgestellt.

Marienburg, Kreisstadt im preuß. Reg. Bezirk Danzig in Westpreußen auf einem Hügel am rechten Ufer der Nogat, über welche eine Schiffbrücke führt, mit 5000 Ew. Sie nimmt Theil am polnischen Handel. Ihre Hauptmerkwürdigkeit besteht indeß in den herrlichen Ueberbleibseln des ehemaligen Schlosses der Hochmeister. Die Stadt selbst wurde von dem Orden 1276 gegründet und eine Burg daselbst erbaut. Im 14. Jahrh. war sie die Residenz der Hochmeister und das Schloß ward mehrere Male erweitert, und eine schöne Kirche (am östlichen Giebel mit einem kolossalen Muttergottesbilde geziert, die nebst der Nische, in der sich diese befindet, aus Mosaik gearbeitet ist) und die St. Annengruft, wo die Hochmeister beigesetzt wurden, hinzugefügt. Der unbekannte Baumeister war unstreitig, nach Büschina und Fiorillo, ein Deutscher. Im Ganzen ist in den kühnen Spitzbogen, in den schlanken Pfeilern der Styl der schönen altdeutschen Baukunst sichtbar, und keine Spur von der sächsischen Bauweise. Alles hat den Schein gen Himmel strebender Leichtigkeit. Die Prunkgemächer waren mit Bildnissen und zum Theil noch lesba-

ren, deutschen Reimen geschmückt. Im Nebenwerk, z. B. in der Mosaik (meist Rautenform und Zickzackwinkel), erkennt man italienische Bauart. Die Verzierungen innerhalb und außerhalb der Kirche (die nebst der Annenkapelle vollständig erhalten ist) sind, wie beim kölner Dome, alle aus der Pflanzenwelt entlehnt; nur hin und wieder sind sie von wunderlichen Thiergestalten unterbrochen, doch gehen sie nirgend über in das unbestimmte Feld willkührlicher Schnörkeleien. Dieses schönste Denkmal der Baukunst in Preußen ward lange vernachlässigt; die Zeit zerstörte den größten Theil desselben und die noch erhaltenen Theile wurden zu Kasernen und einer Baumwollenspinnerei verwendet, so daß die herrlichsten Säle durch elende Zwischenmauern verunstaltet wurden. Seit 1818 hat dieser barbarische Unfug aufgehört, und was noch zu retten ist, soll wieder hergestellt und erhalten werden. Schinkels Ideen zur Wiederherstellung der Trümmer hat Gropius in seinen Ansichten des Schlosses dargestellt. Superintendent Häbler zu Marienburg wird seine Forschungen über die Geschichte dieses classischen Orts, und Director Breisig seine Zeichnungen herausgeben. Besonders bewundert man zwei Säle, wovon der eine auf einer einzigen höchst schlanken Granitsäule ruht. Aus urkundlichen Quellen, die über den Haushalt auf der Burg und das innere Leben des Ritterstaats viel Licht verbreiten, bearbeitete Prof. Voigt zu Königsberg seine »Geschichte Marienburgs« mit einigen Ansichten des Ordenshauses (Königsberg 1824, 8.), die durch geistreiche Darstellung und Genauigkeit der Angaben jenen großen Trümmern ein neues geschichtliches Leben gibt. Die Gegend bei Marienburg, die Niederung zwischen der Nogat, der Weichsel u. der Werder, zwischen der Stadt u. dem Drausensee, gehört zu den fruchtbarsten in Preußen.

Marienglas, s. Gyps.

Mariette, 1) (Jean), Zeichner, Kupferstecher und Buch-

drucker, geb. zu Paris 1654, legte sich unter Jean Baptiste Corneille mit großem Fleiße auf die Malerkunst, wählte aber später, auf Le Bruns Rath, die Kupferstecherkunst, worin er sich vorzüglich auszeichnete. Er starb 1742. — 2) (Pierre Jean) Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1694, legte sich, nach dem Beispiele seines Vaters, auf die Kupferstecherkunst, vervollkommnete sich auf Reisen durch Deutschland und Italien. 1750 verkaufte er seinen Bücherverlag, erkaufte damit das Amt eines königlichen Sekretairs und Kanzleikontrolleurs und beschäftigte sich von dieser Zeit an fast nur mit Vervollkommnung seiner Kupferstichsammlung. Er starb zu Paris 1774. Er besaß große Talente und hatte einen liebenswürdigen Charakter. Man hat von ihm: »Traité du cabinet du roi,« voll trefflicher Untersuchungen, Paris 1750, 2 Bde. Fol.; »Lettres à M. de Caylus;« »Lettre sur la fontaine de la rue de Grenelle;« »Description sommaire des statues, figures, vases u. s. w.« Paris 1750, 8; »Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles,« ib. 1755. Fol. u. a. m.

Marine (fr.), die Seemacht eines Staates und alles, was dazu gehört, das Seewesen.

Marini oder Marino (Giambattista), ein Dichter, welcher durch sein großes Talent sich eine eigene Partei bildete, war 1569 zu Neapel geb.; st. 1625. Sein berühmteste Arbeit, sein heroisches Gedicht »Adone,« ist zuerst Paris 1623 erschienen und ebenso sehr bewundert als in der Anlage und Ausführung getadelt und wegen mancher wollüstigen Gemälde zu den verbotenen Büchern gerechnet worden.

Marino (San), 1) (Geogr.), Freistaat unter päpstlichem Schutze in der Delegation Urbino und Pesaro im Kirchenstaate; 1¼ QM. groß, mit 7500 Ew. Die gesetzgebende Gewalt übt der große

Rath von 300 Mitgliedern, die vollziehende der Capitano und ein Rath von 12 Personen. Der Staat hat 30,000 Gulden Einkünfte und unterhält 40 bis 50 Soldaten. 2) (Gesch.). Gegründet ward M. durch den dalmatischen Einsiedler Marinus, der im J. 570 auf einem, ihm von einer frommen Frau Felicitas geschenkten Berge eine Klause gründete, mehrere Fromme um sich versammelte und so einen Freistaat bildete. Napoleon bot ihm 1796 Vergrößerung an, die er ausschlug, dafür aber um Frankreichs Schutz bat. Das Breve, in welchem der Papst Schutz zusagt, ist, in Marmor gegraben, an den Grenzen des Staats aufgestellt. 3) Stadt darin, auf einem Berge mit einem einzigen Zugange, hat 3 Castelle, 5 Kirchen, 3 Klöster, alle Behörden des Staats, guten Weinbau, einigen Handel, Mangel an Trinkwasser, gegen 6000 Ew. Die zum Staate S. M. gehörigen Dörfer heißen: Aquaviva, Factano, Feglio und Serravalle.

Marionetten, sind künstliche Puppen, welche an verborgenen Schnüren oder Drahten gezogen und gelenkt werden, und mit denen man auf kleinen dazu erbauten Theatern (Marionettentheatern) Schauspiele aufführt, indem die hinter den Coulissen befindlichen Personen die Worte dazu sprechen. Gewöhnlich spricht der Marionettenspieler, der die Bewegungen der Figuren leitet, auch mit veränderter Stimme den Dialog. Sie waren schon bei den Griechen und Römern bekannt; Xenophon, Aristoteles, Gellius, Horaz u A. erwähnen solcher hölzernen Figuren, die durch Fäden in Bewegung gesetzt werden ꝛc. Man brauchte öfters dergleichen, um den Kindern Schrecken einzujagen, den Pöbel auseinander zu treiben. In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden; ja, man wollte sogar die Erfindung derselben einem Franzosen, Brioché, einem Zahnausreißer zu Paris, in der Mitte des 17. Jahrh., zuschreiben, der sie aber nur vervollkommnet hatte. Eine

Marionettenoper gab es 1674 zu Paris, welche vielen Beifall fand. In mehreren großen Städten Italiens befinden sich noch gegenwärtig Marionettentheater (z. B. in Mailand das Teatro Girolamo), welche von den ersten Ständen besucht werden. Die Figuren sind so künstlich eingerichtet, daß die Unternehmer mit ihnen große Stücke und Opern ausführen können. Auch in Deutschland gibt es herumziehende Marionettentheater, die zum Theil durch ihre mechanische Fertigkeit, zum Theil durch ihre derben, aber oft echtkomischen, aus dem Leben gegriffenen Späße selbst ein gebildetes Publikum zu ergötzen vermögen. Doch ist hier das Marionettenspiel zu einer der niedrigsten Volksbelustigungen herabgesunken; es wird oft von Landstreichern, die mit Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu erhaschen suchen, zu schädlichen Zwecken gemißbraucht. Daher sind in mehreren Staaten, namentlich im Preußischen und im Dänischen, strenge Gesetze gegen die Zulassung der unbefugten Kunst- und Marionettenspieler ergangen.

Mariotte (Edme), berühmt wegen gründlicher physikalischer Untersuchungen; war Prior zu St. Martin sous Beaune, 4 Meilen von Dijon; wurde 1667 Mitglied der Akad. der Wissenschaften und st. 1684. Seine »Oeuvres médicinales et physicales« gab Ph. de la Hire in 2 Bdn., Leiden 1747, 4., heraus.

Marius (Cajus). Dieser berühmte Römer stammte von ganz geringen Eltern aus Arpinum im Gebiete der Volsker, und verlebte seine Jugend unter harten Landarbeiten. Er verband mit einer martialischen Gesichtsbildung eine außerordentliche Länge und große Leibesstärke; dabei besaß er bei allem Mangel an Ausbildung seines Geistes viel natürlichen Verstand, Entschlossenheit und Unternehmungsgeist; sein Charakter war wild und roh, unbiegsam und ehrgeizig. Mit diesen Eigenschaften wählte er die kriegerische Laufbahn,

und legte die ersten Proben seines Muthes bei der Belagerung von Numantia unter Scipio Africanus ab. Dieser ahnete in ihm schon den großen künftigen Feldherrn. Er ging alle Stufen bei der Armee durch, und erstieg nur dann eine höhere, wann er für eine tapfere That belohnt werden sollte. Unter dem Consulat des C. Metellus und L. Aurelius Cotta, im J. R. 684 bewarb er sich um das Tribunat. In diesem Amte zeigte er schon, was man sich von ihm zu versprechen haben würde. Wegen der Mißbräuche beim Votiren in den Comitien schlug er ein Gesetz vor, daß der Weg zu dem Stimmungsplatze verengert werden sollte, damit die hinaufgehenden Bürger vor dem lästigen Zudringen der Candidaten und ihrer Freunde gesichert sein möchten. Die Patricier glaubten sich dadurch beeinträchtigt, und der Consul Cotta ließ den Marius vor den Senat fordern, um Rechenschaft von seinem Unternehmen zu geben. Der Tribun erschien unerschrocken, und drohte seine Amtsgewalt zu beweisen, wenn man den Widerspruch gegen seinen Vorschlag nicht aufgäbe. Metellus erklärte sich darauf für seinen Mitconsul und den Senat, aber Marius, ohne Rücksicht, daß er diesem Manne seine neue Würde zu danken hatte, befahl dem Lictor, den Metellus ins Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit siegte. Das Volk verehrte ihn von nun an als seinen Beschützer, und die Patricier fürchteten in ihm einen neuen Feind ihres Ansehns. Doch bald darauf erwarb er sich auch die Achtung der letzteren, als er gegen den Vortheil des Volks, aber zum Besten der Staatskasse, den Vorschlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getreides an die armen Bürger milderte. Er bewarb sich darauf vergeblich um die Aedilwürde, erhielt jedoch im J. R. 638 die Prätur. Von der Beschuldigung, daß er sich der Bestechung dabei bedient habe, ward er freigesprochen. Er verwaltete sein Amt ziemlich zur allgemeinen Zufriedenheit, weil sein natürlicher

Verstand ihm dabei den Mangel an gelehrter Kenntniß ersetzte. Auch bekam er im folgenden Jahre die Proprätur von Spanien, wo er sich ebenfalls großen Beifall erwarb, besonders dadurch, daß er Spanien von Straßenräubern säuberte, und die noch wilden Einwohner zu einem gesitteten Leben zu bringen suchte. Nach seiner Rückkehr widmete er sich wieder den Staatsangelegenheiten, und verband sich, indem er Julia, eine Tante Julius Cäsars, heirathete, mit dem angesehensten Geschlechte der Julier. Endlich kam die Zeit, wo ihm eine größere Laufbahn eröffnet wurde. Der Consul Q. Cäcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den jugurthischen Krieg mit. Seine Tapferkeit, seine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beschwerden, worin er sich dem gemeinsten Soldaten gleich stellte, erwarb ihm eben so sehr die Achtung des Metellus, als die Liebe des Heers. Bald aber hatte Metellus Ursache, seine Wahl zu bereuen; denn Marius war undankbar genug, ihn zu verkleinern, um sich durch seinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwischen Beiden stieg immer höher. Marius bat endlich den Metellus, ihn nach Rom zurückkehren zu lassen, wo er sich um das Consulat bewerben wolle. Nicht ohne Spott griff dieser seine hochstrebenden Plane an und verweigerte ihm die Erlaubniß. Jener aber setzte dem Widerstande Ausdauer entgegen und ließ nicht ab, bis er noch wenige Tage vor der neuen Consulwahl, jenem die Erlaubniß zur Abreise abgedrungen hatte. Marius reis'te mit solcher Schnelligkeit nach Rom, daß er den langen Weg vom Lager bis ans Meer in 2 Tagen zurücklegte, und von da bis nach Italien in 4 Tagen schiffte. Das gemeine Volk empfing ihn mit Jubelgeschrei, ein Tribun führte ihn auf die Rednerbühne, und hier verläumdete er den braven Metellus, und wurde in seiner Unverschämtheit von dem Volke so kräftig unterstützt, daß man ihn zum Consul wählte, und ihm an Metellus Stelle die Führung des Kriegs über-

trug (im J. d. St. 646). Sein Mitconsul war L. Cassius Longinus. Marius begegnete nun den Patriciern und dem Senate mit dem unerträglichsten Uebermuthe; seine Reden an das Volk waren mit den heftigsten Anzüglichkeiten an das Volk erfüllt, welches ihm Beifall jauchzte. Da die Reichen sich weigerten, unter ihm zu dienen, so hob er zuerst 2 Legionen aus der Hefe des Volkes, dadurch den ersten Grund zur Entartung der römischen Heere legend, und erschien mit Blitzes Schnelle bei Utika, und der Feldzug begann. Noch immer war der numidische Krieg nicht seinem Ende nahe; vielmehr hatte Jugurtha an dem Könige von Mauritanien, Bocchus, einen neuen Bundesgenossen bekommen. Sie standen mit 2 Heeren den Römern entgegen. Marius vermied im ersten Sommer eine Hauptschlacht, bis die Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Dann drang er auf ein Mal durch die numidischen Wüsten gegen Kapsa, die Hauptstadt des Landes, vor, erstürmte und zerstörte sie. Erschreckt durch dieses Beispiel barbarischer Strenge, unterwarf sich ihm Alles, wohin er kam; was widerstand, wurde mit Gewalt der Waffen gezwungen. Während Marius diesen Krieg fortsetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quästor mit der Reiterei zur Verstärkung an, und erwarb sich schnell durch Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und strenge Lebensweise die Freundschaft des Oberfeldherrn, der anfangs über seine Erscheinung mißvergnügt gewesen war. Nach der Eroberung von Mulucha zog sich dieser an die Seeküste zurück, um seine Truppen in die Winterquartiere zu legen. Auf diesem Rückzuge wurden die Römer von Bocchus und Jugurtha überfallen; aber durch die Tapferkeit ihres Feldherrn und vorzüglich des Sylla, wurde die Absicht der Feinde vernichtet, und Marius zog sich mit Anbruch der Nacht auf 2 Berge zurück, wo er sich verschanzte. Die Feinde umringten die Berge, und in der gewissen Hoffnung, die Römer jetzt ganz zu vertilgen, überlie-

ßen sie sich in voller Sicherheit dem Ausbruche ihrer wilden Freude. Aber als sie eben, vom Tanzen und Schmausen ermüdet, sich dem Schlafe zu überlassen begannen, überfiel sie Marius, und richtete eine so große Niederlage unter ihnen an, daß fast das ganze Heer aufgerieben wurde. Auf diese Niederlage versöhnte sich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen den Jugurtha aus; Marius aber theilte einige Länder desselben unter Bocchus, Hiempsal II. oder Mandrestal und machte die andern zur römischen Provinz. Noch nicht nach Rom zurückgekehrt, ward er mit der freudigen Nachricht überrascht, daß er zum zweiten Male zum Consul erwählt sei. Das Volk, durch die andringenden Cimbern und Teutonen geschreckt, hatte diese Wahl gegen die Gesetze durchgesetzt. Marius eilte nach Rom, wo er triumphirend einzog. Marius ging hierauf zu seinem Commando nach Gallien jenseits der Alpen ab, und sein Mitconsul, C. Fulvius Fimbria, nach Oberitalien. Da aber die Cimbern und Teutonen, statt nach Italien zu gehen, nach Gallien und Spanien gegangen waren, so begnügte er sich, seine Truppen an eine strenge Kriegszucht zu gewöhnen, und sie zu tapfern Soldaten zu bilden. Das Lob, das er sich dadurch erwarb, und die noch immer fortdauernde Furcht vor den Cimbern machte, daß er 650 zum dritten und im folgenden Jahre zum vierten Male mit dem Lutatius Catulus zum Consul erwählt wurde. Nur nach einer scheinbaren vergeblichen Weigerung nahm er die Wahl an. Jetzt aber waren die Barbaren von ihrem Zuge nach Spanien zurückgekehrt und drohten, von zwei Seiten in Italien einzudringen. Marius nahm mit seinem Heere eine Stellung am Zusammenflusse der Rhone und Isere, während sein Mitconsul, Lutatius Catulus, am Fuße der norischen Alpen dasselbe thun sollte. Da die Mündung der Rhone die Passage der Schiffe nicht erlaubte, so legte er einen Kanal, die bekannte Fossa Mariana, an, durch den er

das Wasser der Rhone leitete, so daß er nun genug Lebensmittel vom Meere aus bekommen konnte. Kaum war er mit dieser Arbeit fertig, als das fürchterliche Heer der Teutonen und Ambronen erschien, und den Römern sich gegenüber lagerte. Diese brannten vor Begierde, sich mit den Feinden zu messen; aber Marius wollte sie erst an den Anblick derselben gewöhnen, und bei der weit überlegenen Macht der Feinde nicht eher eine Schlacht wagen, als bis er des Sieges gewiß wäre. Auch hoffte er, durch Abschneidung der Lebensmittel die Barbaren so in Noth zu bringen, daß sie nachher desto leichter geschlagen werden könnten. Die Barbaren aber, des Wartens überdrüssig, beschlossen, ihren Marsch, ohne des römischen Heeres zu achten, fortzusetzen. Marius folgte ihnen und holte sie bei Aquä Sextiä ein. Er griff zuerst die Ambronen, und 2 Tage nachher die Teutonen an, deren er 200,000 erschlug und 90,000 zu Gefangenen machte. Auf die Nachricht von diesem glänzenden Siege überbrachten ihm Gesandte aus Rom die Botschaft von seiner fünften Erhebung zum Consulat und von der Bewilligung eines Triumphs. Letzteren wollte er aber nicht eher annehmen, als bis er durch die Besiegung der Cimbern vollkommen sich desselben würdig gemacht hätte. Letztere drangen indeß von der Ostseite her in Italien ein, und forderten durch eine Gesandtschaft an den Marius, der, mit Luctatius vereinigt, gegen sie im Anzuge war, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweisen solle, wenn die Römer nicht das Gewicht ihrer Waffen fühlen wollten. Marius ertheilte ihnen die Nachricht von der gänzlichen Niederlage ihrer Bundesgenossen. Statt aber bei diesem Anblicke den Muth sinken zu lassen, wurden sie noch mehr erbittert, und ihr König Bojorix forderte den Marius auf, Zeit und Ort zu einer entscheidenden Schlacht zu bestimmen. Dieser wählte eine Ebene, Campi Raudii genannt, unweit Vercelli, die dem cimbrischen Heere,

das aus 300,000 Mann Fußvolk und 15,000 Reitern bestand, nicht erlaubte, sich gehörig auszubreiten, und bestimmte den dritten Tag zur Schlacht. Das Römerheer war 52,000 Mann stark. Marius wünschte den Luctatius, unter welchem Sylla commandirte, um die Ehre des Sieges zu bringen, und gab ihm daher eine unvortheilhafte Stellung, indem er sich selbst den Hauptangriff vorbehielt. Aber eine Wendung der Feinde und die Staubwolken, welche entstanden, führten ihn irre, und machten, daß Luctatius und Sylla eigentlich allein den Sieg erfochten. Die Niederlage der Barbaren war vollkommen, 150,000 blieben auf dem Schlachtfelde, 60,000 ergaben sich, und die übrigen, nebst Weibern und Kindern, entgingen durch einen freiwilligen Tod der Sklaverei. Marius und Luctatius erhielten in Rom einen gemeinschaftlichen Triumph, und ersterer, dem das Volk (wiewohl mit Unrecht) den Sieg fast ganz allein zuschrieb, wurde fast vergöttert. Er erbaute zu Ehren dieses Sieges der Tapferkeit und Ehre einen Tempel. Marius wandte jetzt Alles an, zum 6. Consulat zu gelangen, und erreichte sein Ziel auch glücklich, obgleich der große Metellus Numidicus sein Nebenbuhler war. Um sich eine ihm ergebene Partei zu machen, begünstigte er den vorjährigen Tribun, Apulejus Saturninus, bei seinem Gesuche um das 2. Tribunat. Außerdem verband sich noch ein gewisser Prätor, Servilius Glaucia, mit dem Marius, und diese drei suchten alle Mittel hervor, das Volk auf ihre Seite zu ziehen, und die Patricier ihrer Vorrechte und ihrer Gewalt zu berauben. Dieses letztere geschah besonders durch ein Gesetz, welches dahin ging, daß jede Volksverordnung 5 Tage nach ihrer Bekanntmachung vom Senat bestätigt werde. Die Senatoren sahen sich gezwungen, das Gesetz zu beschwören, den einzigen Metellus ausgenommen, der für seine Weigerung ins Exil wandern mußte. Marius machte sich dadurch bei den Patriciern noch mehr verhaßt, und

ward durch seine Zweizüngigkeit, indem er in Gesellschaft von Patriciern auf der Seite derselben zu sein schien, bei dem Volke und seinen beiden Gehülfen verdächtig, so daß er bei der neuen Consulwahl übergangen wurde. Aus Verdruß, daß Metellus unter den neuen Consuln wieder war zurückberufen worden, verließ Marius Rom, und ging nach Asien, unter dem Vorwande, der Cybele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich aber, um durch Anzettelung eines neuen Kriegs wieder Wichtigkeit zu erlangen. Mit Erstaunen fand er bei seiner Rückkehr sich fast vergessen und den Sylla in hohem Ansehn beim Volke. Dies entflammte seinen Haß, der schon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Consuln ihn im Keime erstickt hätten. Bald darauf entstand der Bundesgenossenkrieg, in welchem Marius als Unterfeldherr commandirte. Er erfocht zwar einige Siege über die Feinde, erntete aber im Ganzen nicht so viel Ruhm ein, als man wohl hätte erwarten sollen. Sein Alter, denn er war jetzt schon 65 Jahre alt, hatte den Muth und das Feuer seiner Jugend gedämpft, und Kränklichkeit machte ihn untauglich, die Strapazen eines Feldzuges, so wie sonst, auszuhalten. Er legte daher auch noch vor Endigung des Krieges seine Feldherrnstelle nieder. Kaum war dieser gefährliche Krieg beendigt, als der Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla begann. Beide bewarben sich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Consuln sich auf des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstribun P. Sulpitius, der dem Marius anhing, sie mit bewaffneter Hand, und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt Marius das Commando, und benachrichtigte davon durch Abgeordnete das Heer. Dieses aber, dem Sylla anhängend, setzte sich unter Anführung desselben nach Rom in Marsch, wo Marius an Sylla's Freunden alle Gewaltthätigkeiten ausübte. Ohne Widerstand zu finden, zog Sylla in Rom ein. Marius floh

nun mit seinem Sohne aus Rom, und beide wurden von dem Sylla in die Acht erklärt. Marius hatte auf seiner Flucht mit tausend Widerwärtigkeiten zu kämpfen; von seinem Sohne getrennt, irrte er an der Küste Italiens, von Allem entblößt, umher, und war mehrmals seinen Verfolgern entgangen, als endlich ein Trupp Reiter ihn aus einem Sumpfe hervorzog, in welchem er sich vor ihnen zu verbergen gehofft hatte. Sie führten ihn nackt nach Minturnä, wo der Magistrat nach einigem Bedenken beschloß, dem Befehle Sylla's u. des Senats zu gehorchen. Aber als der Soldat, dem die Vollziehung aufgetragen war, in das Gemach kam, wo sich Marius befand, und ihn niederstoßen wollte, wurde er durch den imposanten Anblick dieses Mannes und die mit Stärke ausgesprochenen Worte: »Halt, Elender! Wagst du es, den C. Marius zu tödten?« so in Bestürzung gesetzt, daß er sein Schwert wegwarf, und mit den Worten floh: »Ich kann den C. Marius nicht tödten!« Dies bewog die Minturner zum Mitleid; sie widerriefen ihr Urtheil, und brachten ihn an die Seeküste, wo er ein Schiff bestieg, und nach Afrika absegelte. Er landete in dem Hafen des zerstörten Karthago. Hier vereinigte er sich wieder mit seinem Sohne, der vergebens an dem numidischen Hofe Hülfe gesucht hatte, und begab sich mit ihm auf die Insel Cercina, wo sie den Winter zubrachten. Als sie die Nachricht erhielten, daß durch Cinna die marianische Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe, eilte er dahin zurück, lehnte die ihm angetragenen Ehren ab, und vereinigte sich mit Cinna und Sertorius. Sie beschlossen einen Angriff auf Rom, welches Octavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln und Soldaten fehlte, erbot sich der Senat gegen das Versprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden solle, die Thore zu öffnen. Dies geschah. Marius wollte nicht in die Stadt hineingehen, weil ihm dieses, als einem Geächteten, nicht

erlaubt wäre. Cinna berief nun das Volk, um die Aufhebung seines Exils zu bewirken; aber kaum hatten einige Bürger votirt, als der Blutgier des Marius doch die Zeit zu lang ward, und er widerrechtlich mit seinem großen Anhange in die Stadt eindrang. Marius ertheilte sogleich den Befehl, Alle zu ermorden, deren Begrüßungen er nicht mit gleicher Höflichkeit erwiedern würde. Der schreckliche Befehl wurde nicht nur pünktlich vollzogen, sondern auch noch nach Gutdünken überschritten, so daß ein fürchterliches Blutbad in Rom angerichtet wurde, bis endlich Cinna und Sertorius selbst dieses Mordgesindel überfallen und hinrichten ließen. Marius ward von Tage zu Tage in seiner Blutgier immer unersättlicher; alle Senatoren, die sich der Partei des Volks widersetzt hatten, wurden ermordet, u. ihr Vermögen wurde confiscirt; nur wenige entkamen dem allgemeinen Blutbade. Als das Consulat des Cinna beinahe verflossen war, ernannte er sich selbst und den Marius eigenmächtig zum Consul, so daß dieser diese Würde nun zum siebenten Mal bekleidete. Das ganze Gefühl seiner Schuld ergriff ihn bei der Nachricht, daß Sylla mit seinem siegreichen Heere nach Rom zurückkehrte; mit Furcht und Angst sah er dem nahenden Sylla entgegen, und um das Bewußtsein seines Zustandes in sich zu übertäuben, nahm er zum unmäßigsten Trunke seine Zuflucht, dessen Folge ein schleuniger Tod war, welcher ihn noch zu rechter Zeit der feindlichen Rache entriß (13. Jan. 86 v. Chr.). Er hinterließ seinem Sohne ein Vermögen, welches, wie Plutarch sagt, für viele Könige hinreichend gewesen wäre.

Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de), französischer Dichter, geb 1688 zu Paris; zeigte früh ungemeine Geistesfähigkeiten. 1743 in die französische Akademie aufgenommen, starb er, ungemein geachtet, 1763. Unter seinen zahlreichen dramatischen Wer-

ken ist keins ganz mißlungen; aber dessen ungeachtet ist der Werth seiner Stücke sehr ungleich. Besonders ist der Plan nicht selten unwahrscheinlich angelegt. In seinen Romanen, wie in dem, was er für die Bühne schrieb, ist er rastlos bemüht, sinnreich und witzig zu sein, was ihn nicht selten zu einer manierirten Schreibart verleitet. Indessen bleiben seine, auch durch deutsche Uebersetzungen bekannten: **Marianne**, sein **Paysan parvenu**, und selbst sein **Pharsamon** immer lesenswerth, besonders durch die richtige Zeichnung der Charaktere, wenn sie gleich nicht die strengsten Grundsätze der Sittlichkeit athmen. Seine Werke erschienen, in 15 Bdn., Paris 1765. Eine deutsche Uebersetzung seines Theaters lieferte Krüger in 2 Bdn. 1749

Mark, ein altes Wort von vielerlei Bedeutung, indem es bald jedes sichtbare oder körperliche Erinnerungs eichen (h. z. T. vielmehr Marke genannt), bald die Grenze eines Landes oder Bezirks, besonders auch die Grenzen einzelner Bezirke, Fluren ꝛc. bezeichnet, z. B. Feldmark, Dorfmark, Holzmark ꝛc. So bedeutet denn auch Mark einen in seinen Grenzen eingeschlossenen Bezirk, und zwar sowohl von ganzen Ländern (wie Dänemark, Finnmark ꝛc.), als auch Provinzen, die zur Sicherheit des Reichs an den Grenzen errichtet wurden, und deren Befehlshaber daher Markgrafen hießen. Mark heißt ferner wegen des darauf befindlichen Stempels eine Art Gewicht in mehreren Ländern, womit verschiedene Waaren, besonders aber Gold und Silber gewogen werden, wo es 16 Loth ausmacht, nur daß es beim Golde anders, als beim Silber eingetheilt wird. Beim Golde nämlich theilt man die Mark in 24 Karat (s. d. A.), den Karat in 4 Gran, den Gran in 3 Grän: mithin hat die Mark 288 Grän = 67 Ducaten. Beim Silber theilt man sie in 16 Loth (8 Species-Thaler), das Loth in 6 Gran ꝛc.; oder auch rechnet man die Mark zu 12 Pf., den Pf. zu 24 Grän ꝛc. — Bei allen ist indeß

ein Grän der 288ste Theil einer Mark. — Eine Mark löthiges Silber, oder die löthige Mark, bei welcher sich 1 oder 1½ Loth Zusatz befindet. Eine Mark löthiges Gold hält 72 Goldgulden, jeden zu 1 Thlr. 8 Gr. gerechnet, mithin 96 Thlr. (s. auch Löthig). — Feine Mark, reines Gold oder Silber, das nicht mit andern Metallen vermischt ist. Endlich ist die Mark auch eine Münze, theils wirklich geprägt, theils bloße Rechnungsmünze, jedoch von verschiedenem Werthe: z.B. eine Mark Dänisch 4 Gr. 8 Pf.; eine Mark Lübisch, ingl. eine Mark Cour. 9 Gr. 4 Pf.; eine Mark Banco 11 Gr. 4 Pf. — In England ist eine Mark Goldes oder Silbers ungef. ⅔ Pf. Sterl.

Markbriefe, Erlaubnißscheine, welche die Seemächte beim Ausbruche eines Krieges ihren Unterthanen ertheilen, um die Kauffahrer der feindlichen Macht wegzunehmen. (S. Caper)

Marketerie, s. Marqueterie.

Markgraf (marchio), ein Grenzbefehlshaber im alten deutschen Reiche, unter dem in Kriegssachen die übrigen Grafen des Grenzlandes standen. Mit diesem Amte, das Heinrich I. in der ersten Hälfte des 10ten Jahrh. gegen die Slaven, Polen und Normänner in Meißen, Nordsachsen und Schleswig gründete, waren die Einkünfte eines Landstrichs verbunden, dessen Besitz im 12ten Jahrh. erblich und mit den übrigen Besitzungen des damit beliehenen gräflichen Geschlechts vereinigt, Markgrafschaft (marchionatus) genannt wurde. Mit diesem hohen Reichsamte waren Landesregierungsrechte und fürstlicher Rang verbunden.

Markig nennt man in der Malerei das Fließende in den Umrissen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverschmolzenen Farben die Frische und Zartheit des Fleisches nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts ausdrücken, im Gegensatz des Harten, Trockenen. Einen markigen

Pinsel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl in einander vertreibt.

Markland (Jeremiah), geb. 1693; erhielt seinen Unterricht zu Cambridge, bekleidete nie ein Amt, war aber Senior des Collegiums St. Petri zu Cambridge und starb 1776. Er ist als Kritiker durch tiefe, ausgebreitete Gelehrsamkeit, kühne und glückliche Combination bekannt; Lond. 1728 erschien von ihm eine Ausgabe der Sylvarum libri V des Statius, worin er gegen 500 Stellen zu berichtigen suchte; ferner gab er sehr geschätzte Anmerkungen zu Lysiae orationes, ed. Taylor, London 1763, 4., zu Maximi Tyrii dissert., cur. J. Ward, Oxford, 1740; Epistola critica ad Franc. Hare, in qua Horatii et aliorum loca illustr. 1723; Remarks on the epistles of Cicero to Brutus, London 1745, mit angehängter Dissertation, worin er die Echtheit der 4 Ciceronischen Reden, die auch F. A. Wolf (s. d.) in der Folge verwarf, angreift; Anmerkungen zu den beiden Iphigenien des Euripides 1763. Auch hatte er Antheil an Taylors Ausgabe des Lysias und Demosthenes, so wie an der Ausgabe des Euripidischen Hippolyt von Musgrave und des Sophokles von Bowyer.

Marklosung, s. Retractracht.

Markomannen, d. i. Grenzvolk, Volk im SO. Germaniens, das n. Ein., ursprünglich in Mähren saß, dann, von den Römern gedrängt, im heutigen Böhmen sich niederließ, n. A., zwischen dem Main und Neckar lebte und von da nach Böhmen drang. Die Geschichte der M. ist erst deutlich, seitdem sie sich unter Marbod (s. d.) aus dem heutigen Schwaben ins Land der Bojer (Bojenheim, Böheim) gezogen. Hier stifteten sie einen Bund gegen die Römer, dessen Haupt sie waren, bis die Cherusker an ihre Stelle traten. Doch blieben sie unter tudrischer Dynastie (zu der auch Marbod gehört hatte),

mächtig, aber bis Domitianus ruhig gegen die Römer. Als dieser aber bei seinem Zuge gegen die Dacier (s. Dacische Kriege) auch die M. und Quaden demüthigen wollte, wurde er geschlagen. Nach glücklichen Streifzügen beider Völker in Pannonien wurden sie durch Nerva's Sieg und Trajans Regierung im Zaume gehalten, stärkten sich aber unterdessen durch Bündnisse mit den Marisken, Hermunduren, Quaden, Jazygen, Sueven, Sarmaten, Latringern, Buriern zu einem Einfall in das röm. Gebiet, mit dem unter Marc Aurel der markomannische Krieg (166 — 180) eröffnet ward, an dem auch die Victovalen, Sosiber, Sicobeten, Rhexolanen, Bastarner, Alanen, Peuciner und Castobocer (s. d. a.) Theil nahmen. In den 3 ersten Jahren sicherten und befestigten die Kaiser, Marc Aurel und Verus, nur die italischen und illyrischen Grenzen. Als aber Vinder, der prätorianische Präfect, mit einem Verlust von mehr als 20,000 Mann, geschlagen worden war rückte Antoninus gegen die M. und bekriegte sie mit größtem Eifer, bis diese und die Jazygen 174 um Frieden baten, worauf Marc Aurel die Quaden besiegte und nach und nach den größten Theil der german. Völker zwang, um Frieden zu bitten. Doch scheinen die Römer sehr großen Verlust bei diesem Kriege erlitten zu haben. Marc Aurel ward durch die Empörung des Avidius Cassius abgerufen. Neuer Aufstand der M. 178 rief ihn abermals nach Germanien; doch ehe er daselbst anlangte, hatte sein Feldherr Paternus bereits einen vollständigen Sieg über die M. erfochten, der dem Kaiser zum 10ten Male den Titel Imperator verschaffte. Schon hoffte er den Feind gänzlich zu unterjochen, als der Tod ihn in Vindobona überraschte 179. Sein Sohn Commodus bewilligte den M. sogleich den Frieden, 180. Sie mußten Geißeln geben, die Gefangenen (100,000 M.) ausliefern, Tribut an Getreide entrichten und Hülfstruppen stellen. Doch erfolgte von nun an ein

Einfall der M. ins römische Gebiet nach dem andern (Commodus kaufte ihnen sogar den Frieden ab) bis ins 5. Jahrh., wo sie gänzlich verschwinden, da sie durch Alarichs Glück an Unternehmungen gehindert wurden und endlich die Völkerwanderung sie zerstreute. Ihre Ueberbleibsel verloren sich unter den Bajoariern.

Markscheidekunst (Geometria subterranea), die Kunst, Vermessungen unter der Erde anzustellen, z. B. die Grenze eines zu Tage vermessenen Feldes in den Gruben anzugeben, damit die Gewerken verschiedener Zechen nicht in des Nachbars Feld bauen, also den Punkt zu bestimmen, der senkrecht unter einem Punkte zu Tage ist oder umgekehrt, einen Punkt zu Tage zu bestimmen, der senkrecht über einem Punkte in der Grube ist (dies ist nöthig, wenn etwa ein Schacht auf einen gewissen Punkt in der Grube gegraben werden soll), eben so Horizontallinien nach gewissen Punkten zu bestimmen, wenn vielleicht ein Stollen auf einen gewissen Punkt getrieben werden soll; ferner das Streichen und Fallen eines Ganges und die Tiefe eines bestimmten Punktes zu messen und abzuwägen, wenn etwa Wasser abgeleitet werden soll. Bei diesen Vermessungen kann nur Weniges mit der Meßkette und dem Lachtermaße geschehen, das Meiste muß durch Winkelmessungen bewirkt werden, wobei der Compaß und die Wasserwage als Leiter dienen. Die Messungen selbst geschehen vorzüglich mit dem Grabbogen und dem Winkelweiser (s. d.). Ein einzelner gemessener Punkt heißt ein einzelner Zug, mehrere zusammenhängende gemessene Punkte ein ganzer Zug; das Vermessen selbst heißt auch abziehen, abschienen. Will der Markscheider die Vermessungen auf das Papier bringen (zulegen), so gebraucht er das Zulegeinstrument, welches statt des Diopterlineals der Feldmesser dient; es besteht aus einem Lineal an einem Kästchen, in welchem sich ein Grubencompaß befindet.

Markt, derjenige Raum, wo viele Waaren zum Verkauf angeboten oder gesucht werden. Der Begriff des Marktes ist also nicht bloß auf Städte oder Dörfer eingeschränkt, wo die Plätze, auf welchen Waaren zum Verkauf ausgestellt werden, insbesondere Märkte heißen, sondern auf ganze Länder, wo gewisse Waaren hauptsächlich erzeugt und verkauft werden. So sind die Küsten der Ostsee, die vom nördlichen Afrika, Aegypten ꝛc. Kornmärkte, Westindien ist der Markt für die Colonialwaaren, Portugal war sonst der größte Geldmarkt für Europa, die Goldküste der Sklavenmarkt u. s. w. Ein großer und weiter Markt ist derjenige, der viele und entfernte Käufer an sich lockt. Ein Markt, auf dem sich Käufer aus allen Theilen der Erde versammeln, heißt ein Weltmarkt. So ist England und vorzüglich London ein Weltmarkt. London, Paris, Amsterdam, Frankfurt ꝛc. sind Märkte für die Staatspapiere. Vorzüglich eignen sich solche Plätze zu großen Märkten, wo entweder eine große Menge reicher Consumenten zusammenwohnen, oder wo wenigstens die Verkäufer ihre Waaren leicht hinschaffen, und die Käufer sie leicht finden und an ferne Orte transportiren können; daher waren die Küsten am mittelländischen Meere und die daselbst liegenden reichen Städte hauptsächlich zu Märkten für Europa, Asien und Afrika gelegen.

Marlborough (John Churchill, nachmals Herzog v), geb. 1650 zu Ashe in Devonshire, war einer der größten britischen Feldherren und Staatsmänner. Wenig Neigung zu den Studien verspürend, nahm er schon in früher Jugend Kriegsdienste bei den französischen Truppen und wohnte in den Jahren 1672 und 1673, da die Engländer Frankreichs Alliirte gegen Holland waren, einigen Feldzügen des Marschalls von Turenne bei, dessen Achtung er sich durch seine Tapferkeit in einem hohen Grade erwarb. Nach Turenne's Tode begab er sich wieder an den englischen H[illegible] wo er vorzüglich die Gunst

des Herzogs von York gewann. Als dieser unter dem Namen Jakob II. den Thron von England bestieg, beehrte er ihn mit der Stelle eines General-Lieutenants und schickte ihn als Botschafter an den franz. Hof. Dessen ungeachtet verließ er, als die Plane dieses Regenten die Freiheit seines Vaterlandes in Gefahr brachten, die Partei desselben, ging gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien zu diesem über und bewog auch Jakobs II. Tochter, die nachmalige Königin Anna, dazu, über die er schon damals durch seine Gemahlin Sara viele Gewalt hatte. Wilhelm III. erhob ihn, zur Anerkennung seiner großen Fähigkeiten und seines Diensteifers, am Tage seiner Krönung zum Grafen von Marlborough und ernannte ihn zum dritten Commandanten der königl. Leibwache und zum Mitgliede des geheimen Rathscollegiums. Im J. 1690 nahm er als Befehlshaber der irländischen Armee Cork ein und zwang die darin befindliche Besatzung von 5000 Mann, sich als Kriegsgefangene zu ergeben. Doch durch seine Thaten erregte er Neid, und Wilhelm ward so sehr gegen den Helden eingenommen, daß er ihn, als eines Staatsverbrechens verdächtig, in den Tower setzen ließ. Doch da sich dieser Verdacht als ungegründet erwies, so gab der König ihm die Freiheit wieder, wendete ihm nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Maria, seine Gunst und sein Vertrauen ganz wieder zu, das Marlborough von nun an bis zu des Königs Tode, im Jahr 1702, genoß. Er ward an den Hof zurückberufen, 1698 zum Gouverneur des Kronprinzen, Herzogs Wilhelm von Gloceſter, hierauf zum Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum obersten Anführer der englischen Seemacht in Holland und zum außerordentlichen Gesandten im Haag ernannt. Als nach Wilhelms Tode 1702 Anna den Thron von England bestieg, gelangte er zu noch höherem Ansehen. Er und seine Gemahlin beherrschten ganz und gar die Königin, und

mit ihnen verbanden sich ihre Schwiegersöhne, der Großschatzmeister Lord Godolphin und der Staatssecretair Lord Sunderland. Marlborough erfreute sich schon damals einer so allgemeinen Anerkennung seiner Verdienste, daß alle Verbündete sich seinem Befehle unterordneten. Im Feldzuge von 1702 wichen die seit einem Jahrh. immer siegreichen Franzosen allenthalben vor ihm zurück und mußten ihm ihre Festungen überlassen. Nach seiner Zurückkunft in London ward er von der Königin zum Herzog erhoben. 1703 marschirte er nach Deutschland, um den Kurfürsten von Baiern zu verhindern, sich auf den Kaiserthron zu setzen. In Verbindung mit den Oestreichern erfocht er die Siege bei Donauwerth und bei Höchstädt (s. Blenheim). Hierdurch ward das deutsche Reich, das seinem Untergange nahe war, gerettet und Baiern erobert. Der Kaiser Leopold bezeigte ihm seine Dankbarkeit durch Erhebung in den Reichsfürstenstand und durch Verleihung des Fürstenthums Mindelheim. Auf seiner Rückreise nach England legte er in Berlin durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preußen und den Holländern bei. 1705 eilte er wieder zurück und führte in Holland mehrere wichtige Unternehmungen gegen die Franzosen aus. Im J. 1706 erfocht er die wichtigen Siege bei Ramillies und 1709 bei Malplaquet (s. d. A.). Unterdessen hatte seine Gemahlin Sara durch ihren unerträglichen Stolz die Gunst der Königin verloren, und seine Gegenpartei, die Torys, gewannen täglich mehr Einfluß. Da sie allein zu dem neuen Ministerium gewählt wurden durch die Gunst des Volkes, so ward es ihnen leicht, Marlborough und seine Partei, die Wighs, zu stürzen. Marlborough ward aller seiner Würden beraubt, wählte ein freiwilliges Exil und begab sich nach seinem Fürstenthum Mindelheim. Erst 1714, nach Annens, Tode kehrte er in sein Vaterland zurück, und gelangte unter der neuen Regierung Georg I., der ihn in

alle seine Aemter wieder einsetzte, zu seinem vorigen Ansehen, das er bis an seinen Tod (1722) genoß. Graf Chesterfield sagt treffend über Marlborough: Er glänzte nicht in blendendem Witz und überspannten Ideen; aber an gesundem Urtheil und eindringendem Scharfsinn übertraf ihn Niemand. Mit der glücklichsten Gesichtsbildung vereinigte er in allem, was er that, eine unwiderstehliche Anmuth. Mit dieser Unterhandlungskunst gelang es ihm, alle Mächte in dem großen Bunde für den Hauptzweck zu gewinnen, so verschieden übrigens ihre besondern Zwecke und so mißtrauisch ihre eignen Ansichten waren. Wurde ein Hof wankend oder gleichgültig gegen den Bundeszweck, so wußte Marlborough ihn sogleich durch seine Persönlichkeit und Ueberredungskraft zurückzubringen. In seiner Staatskunst leitete ihn ganz die Liebe zu seinem Vaterlande, der Haß gegen Ludwig XIV., der keine Verträge achtete und daher gänzlich geschwächt werden mußte, und der eigne Ruhm. Die englische Nation ließ ihm in dem, ihm wegen seines Sieges bei Blenheim geschenkten, Flecken Woodstock den Palast Blenheim-House erbauen. Auf der Ebene daselbst steht ein Obelisk mit einer Bildsäule des Herzogs. Die besten Nachrichten über sein Leben hat Coxe aus Familienpapieren und andern Quellen herausgegeben. (London, 1818, 4., mit Kupfern und Karten.)

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi (nachher Marly la Machine genannt), ein Flecken von 320 Feuerstellen und 1227 E., an der Seine, eine franz. Meile von Versailles. Das von Ludwig XIV. daselbst erbaute prächtige Lustschloß ward in der Revolution von Grund aus zerstört, auch der schöne Park ist verschwunden, und man besucht den Ort nur noch der berühmten Wassermaschine wegen, welche Versailles mit Wasser versieht. Auch dieses künstliche Werk war während der Revolution verfallen, man hat es aber in neuern

Zeiten durch ein wenig zusammengesetztes Getriebe wieder in brauchbaren Stand gesetzt, welches auch noch den Vortheil gewährt, daß die Seineschifffahrt dadurch weniger gehemmt wird.

Marmont (Auguste Frédéric Louis Viesse de), Herzog von Ragusa, franz. Marschall, geb. 1774 zu Chatillon an der Seine. Vom 16. J. diente er in der Artillerie, zeichnete sich im Revolutionskriege, vorzüglich in den ital. Feldzügen aus, wo er sich Napoleon unentbehrlich machte, so daß er ihn auch nach Aegypten begleitete. Er war einer der Wenigen, die in das Geheimniß der Rückreise Bonaparte's aus Ägypten nach Frankreich eingeweiht waren und den 18. Brumaire beförderten. Nachdem er an allen Feldzügen seines Herrn Theil genommen, zog er sich in dem spanischen Kriege durch den Verlust der Schlacht bei Salamanca die Ungnade des franz. Kaisers zu. Doch wurde er 1813 in dem Kriege gegen die Alliirten wieder gebraucht. Auf dem Marsche derselben nach Paris wurde er bei Fère Champenoise geschlagen und schloß, als jene sich der Hauptstadt genähert hatten, den Waffenstillstand und die Capitulation ab, 30. März 1814. (S. Paris.) Darauf bildete das 6. Armeecorps unter M.'s Befehl zu Essonne Napoleons Vorhut. Als aber dieser Marschall am 4. April sich für den Senat erklärte, der den Kaiser abgesetzt hatte, verließ jenes Corps seine Stellung. Napoleon verlor dadurch seine letzte Schutzwehr und dankte ab. Nach der Restauration wurde M. zum Capitain der königl. Leibwache ernannt. Daher folgte er am 20. März 1815 dem Könige nach Gent. (Napoleon hatte ihn wegen der Capitulation von Paris gewissermaßen geächtet.) Darauf ward M. Pair von Frankreich. Er hat auf seinen Gütern bedeutende Fabriken und landwirthschaftliche Unternehmungen begonnen. 1826 war er bei der Krönung des Kaisers Nikolaus in Moskau außerordentl. Botschafter. 1827 trennte sich seine Gemahlin von ihm gerichtlich.

Marmontel (Jean François), ein classischer Schriftsteller der Franzosen, Mitglied der franz. Akademie, geb. 1723 zu Bort in Limousin, der Sohn eines Schneiders. Sein Vater wollte ihn zum Kaufmannsstand bestimmen, allein seine Liebe zu den Wissenschaften riß ihn fort, er erhielt einen Freitisch am Collegium zu Toulouse und bestritt die Nebenausgaben von dem, was er für Repetitionen von andern Schülern erhielt. Er empfing im 16. Jahre die Tonsur u. wollte Jesuit werden, wovon ihn seine Mutter abhielt. Bald darauf erhielt er die philosophische Lehrstelle am Seminar der Bernhardiner zu Toulouse und ward dadurch in den Stand gesetzt, seine Mutter zu unterstützen. Hier fing er an zu dichten, fiel aber bei den Preisen der jeux floraux gänzlich durch, wendete sich in vollem Zorn an Voltaire (s. d.) und ward so mit diesem bekannt. Voltaire's Empfehlung brachte ihn 1745 in die höheren Zirkel von Paris; er empfing mehrere Preise, seine Theaterstücke wurden mit dem rauschendsten Beifall aufgenommen (doch fielen auch einige Stücke von ihm gänzlich durch), er erhielt eine Pension von 1500 Livres und das Privilegium auf den Mercur auf 2 Jahre, wodurch er 40,000 Livres gewann. Mit Unrecht schrieb man ihm 1759 eine, mehrere Vornehme compromittirende satyrische Parodie auf eine Scene des Cinna, die er von dem Verfasser mitgetheilt bekommen und unvorsichtiger Weise verbreitet hatte, zu; man setzte ihn deshalb 11 Tage in die Bastille und nahm ihm sein Blatt. 1763 ward er Mitglied der Akademie. Nach Duclos's Tode ward er Historiograph von Frankreich und 1783 an d'Alemberts Stelle Secretair der Akademie. 1796 wurde er Mitglied des neu errichteten Nationalinstituts, und 1797 wählte man ihn in den Rath der Alten. Nach dem 18. Fructidor ward diese Wahl cassirt, er verlor nach und nach sein Vermögen und zog sich nach dem Dorfe Abbeville zurück, wo ihm nur seine Ehe mit des Ab-

tes Morellet liebenswürdiger Nichte Trost gewährte und er arm und vergessen 1799 starb. Berühmt sind seine **Contes moraux**, 3 Bde., Paris 1765.

Marmor, s. Kalk.

Marmorchronik (parische, Arundelische, auch oxforder), zuweilen kurz: Arundelischer Marmor. Diese Chronik, das einzige Originalwerk der Art aus dem Alterthume, in der 129. Olympiade (263, nach Selden 262 v. Chr.) verfertigt und auf eine große Marmortafel eingegraben, wurde nach den meisten Schriftstellern, die ihrer erwähnen, zu Paros, nach Andern zu Smyrna ausgegraben. Sie umfaßte unverstümmelt einen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie fing nämlich von Cekrops, 1582 v. Chr., an und endigte 264 v. Chr. Das erhaltene, unleserliche Bruchstück reicht nur bis 354 v. Chr. Thomas, Graf Arundel erkaufte sie 1627 und sein Enkel, Heinrich Howard, schenkte sie 1667 der Universität Oxford, wo sie sich seitdem befindet. Sie ist von Joh. Selden (1628), Humphrey Prideaux (1676), M. Maittaire (1732), R. Chandler (1763, sehr prachtvoll) und Wagner (übers. u. erläutert, nebst Bemerkungen über ihre Echtheit nach dem Englischen von Robertson und Hewlett, Göttingen 1790) herausgegeben worden.

Marocco (Marokos), 1) (Geogr.) Staat im nordwestlichen Afrika zwischen der Straße von Gibraltar, dem mittelländischen Meere, Algier, Biledulgerid, der Wüste Sahara u. dem atlantischen Meere; 13,713 QM. groß, ist sehr gebirgig. Die vorzüglichsten Gebirge sind: der Atlas (Tedla), der Abyla an der Straße von Gibraltar u. das Cap blanc. Keine große Ströme, meistens nur Küstenflüsse, die im Sommer oft ganz austrocknen, als der Maluvia an der Grenze an Algier, der Lukos, Dmmirabih, Sabu, Sale, Sus, Tensif.

Wasserreiche, sehr fruchtbare Thäler. Aus den Gebirgen erhält man: Salz, Eisen, Blei, Kupfer, Zinn, Spießglas, Schwefel, Gyps, Kalk, Walker- und Seifenerde, heiße und kalte Mineralwasser ꝛc. Die Zahl der Einwohner wird sehr verschieden, zu 5 bis 14 Millionen angenommen. Es sind Mauren, Araber, Berbern, Neger und Juden. Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, mancherlei Fabrikarbeiten und Handel, meist Karavanenhandel mit Weizen, Reiß, Wolle, Häuten, Oel, Wachs, Elfenbein, Gummi, Mandeln, Feigen, Kupfer, Lederwaaren, Gewehren u. a. Der Sultan herrscht unumschränkt mittelst eines hohen Ministerialrathes oder Divan. Seine Staatseinkünfte werden auf 8 bis 10 Millionen, die Ausgaben aber nur auf 600,000 Gulden angeschlagen. Er unterhält eine Landmacht von 36,000 Mann, darunter 6000 Neger, 6000 Araber, 3500 Mann Artilleristen, 20,000 unbesoldete Reiter der Eingebornen, und eine Seemacht von 10 Fregatten, 14 Gallioten und einigen kleineren Schiffen, zusammen mit etwa 6000 Matrosen. Das Land besteht aus dem Lande Fez, dem Reiche Marocco und aus den Landschaften Sus, Tafilet, Tremesen, Dara und Sedgelmassa. Die Hauptstadt ist Marokos, die Residenzstadt aber Mekines. 2) Reich Marocco, der östliche Theil des marocanischen Staates, zwischen Fez, Tafilet, der Wüste Sahara und dem atlantischen Meere, mit 2 Mill. Einw.; wird in die 8 Provinzen: Siedma, Zerrara, Duquella, Tedla, Abda, Haha, Sus und Erhanna getheilt. 3) Marokos, Marakasch, Hauptstadt des Reichs und der Provinz Erhanna, in einem Thale des Atlas-Gebirges, mit 30-, 50- bis 270,000 E., die letztere Angabe ist sehr unwahrscheinlich. Der Palast des Sultans macht eine eigene Stadt aus und besteht aus einer Masse von Höfen, Gärten u. Gebäuden. Die 6000 Juden bewohnen ein eigenes Quartier, Millach genannt. 2) (Geschichte.) Das alte **Mauritania Tingitana** (s.

Mauren) gerieth 1519 in die Gewalt eines angesehenen Muhamedaners Hameth, der sein Geschlecht von Muhameds Tochter, Fatime, ableitete. Er führte den Titel Scherif (Heiliger, Fürst) in seiner Familie ein. Sein Bruder Muhamed Scherif, der 1648 nach dem Tode des alten Königs Said-Abra, aus dem sogenannten ottassenischen Hause, Herr des ganzen Landes wurde, ist als der erste Beherrscher von M. aus dieser Dynastie zu betrachten. Nach seinem Tode 1557 folgte ihm sein Sohn Abdallah (1557 — 1572), und dann sein Enkel Muhamed, der mit seines Vaters Brüdern in Streit gerieth, den portugiesischen König Sebastian zu Hülfe rief und 1578 zugleich mit diesem von seinem Oheim Hameth (Hammed) erschlagen wurde. Darauf regierte dieser selber bis 1603. Ihm folgte sein Sohn Mulei-Sidan (1634) und darauf sein Enkel Abdelmelek, der 1635 von dem eigenen Bruder Luellud, dieser aber selbst 2 Monate später von seinem Oheim Mulei-Scheik erschlagen wurde. Letzterem folgte 1654 sein Sohn Mulei-Labesch, der letzte dieses Scherifengeschlechts, welcher 1667 bei seinem Tode das Reich in der größten Verwirrung zurückließ. Das zerstückelte Land brachte 1669 Mulei-Archi, dessen Familie sich die Herrschaft über Tafilet errungen hatte, wieder zusammen, seit welcher Zeit es den Titel eines Kaiserthums führt. Aber die Grausamkeiten der vorigen Dynastie erneuerten sich auch in dieser. Mulei-Archi's Bruder, Mulei-Ismael, regierte als ein Ungeheuer von 1672 bis 1727. Die unzähligen, oft von ihm selbst vollzogenen Hinrichtungen erregen Schauder und Entsetzen. Unter seinen Söhnen, die erst mit dem Vater, dann unter sich selbst um den Thron gestritten hatten, behauptete sich zuletzt Mulei-Abdallah auf demselben. Diesem folgte 1757 sein Sohn Mulei-Sidi-Muhamed, der gegen Frankreich, Spanien und Portugal Krieg führte und mit andern Mächten Bündnisse schloß. Er war weniger

despotisch als seine Vorfahren; aber nach seinem Tode 1770 entstanden sogleich neue Kriege über die Thronfolge unter seinen Söhnen. Mulei-Soliman folgte 1797 seinem ältern Bruder Jezid, und behauptete sich gegen seine übrigen Brüder, welche nach der Gewohnheit des Landes Statthalter in den einzelnen Provinzen waren. Bei dem Einfalle der Franzosen in Aegypten stellte er ein Contingent gegen dieselben; schickte aber später (1807) einen Gesandten an den kaiserlichen Hof nach Paris; lebte auch mit den Bourbons fortwährend in gutem Vernehmen. Er starb 1822 und hatte zum Nachfolger den jetzigen Kaiser Mulei-Abderrahman.

Maroniten, Marbaiten, Marouaner, eine morgenländ. Christen-Secte in Syrien um den Berg Libanon und in Cypern, von ihrem Stifter Maroun benannt welcher im 6. Jahrh. am Ufer des Orontes durch Fasten und strenge Lebensart viel Anhänger erhielt, die ihm in Hama eine Kapelle erbauten. Einer seiner Nachfolger, Johann der Maronite, flüchtete sich im 7. Jahrh. in die Gebirge Libanons, wo sie sehr kriegerisch wurden, bis sie gegen Ende des 12. Jahrh. sich mit der katholischen Kirche vereinigten, unter der vorbehaltenen Freiheit, den Gottesdienst nach ihren Gebräuchen zu halten. Sie machen noch gegenwärtig ein kleines Völkchen unter den Drusen aus, besitzen viel Klöster auf dem Libanon, und der Maronitische Patriarch hält sich für einen Nachfolger des Petrus und nennt sich Patriarch von Antiochien.

Maroquin, maroccanisches Leder (Saffian), dessen Zubereitung bei den Türken ein Geheimniß ist. Der Maroquin wird vorzüglich in Syrien, auf der Insel Cypern und an a. kleinasiatischen Orten von verschiedenen Farben bereitet. Die europäische Art, ihn zu verfertigen, steht noch immer gegen die türkische zurück,

woran vielleicht auch die natürliche Verschiedenheit der dazu verwandten Häute schuld ist.

Marot (Clément), ein französischer Lyriker, geb. zu Cahors 1495, kam sehr früh nach Paris. Seine Talente entwickelten sich schnell, u. er erwarb sich Kenntnisse mit Leichtigkeit. Leichtsinnig, jovialisch sinnlich, fühlte er sich schon als Jüngling am franz. Hofe ganz in seinem Elemente. Es gelang ihm durch seine naive Anmuth, in Versen ausgedrückt, bei den schönsten und geistreichsten Frauen am galanten Hofe Franz I. mit seltener Huld aufgenommen zu werden. Kaum 18 Jahre alt, wurde er Kammerdiener bei der Prinzessin Margarethe, Schwester des Königs. Nach einigen Jahren verließ er den Hof und begleitete den König Franz auf seinem Feldzuge in die Niederlande. Sein unruhiger Geist führte ihn bald nach Paris zurück, und jetzt entspann sich die galante Verbindung zwischen ihm und der schönen Diana von Poitiers (s. d. A.). 1525 begleitete er den König auf dem unglücklichen Feldzuge nach Italien, ward in der Schlacht bei Pavia verwundet und gefangen. Nach Paris zurückgekehrt, kam er in den Ruf eines geheimen Lutheraners, wurde seiner Papiere beraubt und ins Gefängniß gesetzt, aus dem ihn eine an den König gerichtete komische Epistel rettete. Er ward jetzt Freund der Königin Margarethe, an die er in Elegien seine zärtliche Neigung zu ihr aussprach. Aber von neuem wegen protestantischer Grundsätze zur Verantwortung gezogen, verließ er Frankreich, floh nach Genf, wo Calvin, dessen persönliche Bekanntschaft er machte, an ihm einen erklärten Proselyten gewann. Aus Genf wegen seines ärgerlichen Lebenswandels verwiesen, sehnte er sich nach seinem Vaterlande zurück, schwor den Protestantismus wieder ab, und starb zu Turin 1544, um seiner Talente willen von Vielen geliebt, aber von Keinem geachtet. Man hat von ihm Episteln, durch geistreiche Tändeleien und

Leichtigkeit ausgezeichnet; Elegien, zu langweilig, aber voll Zärtlichkeiten; meisterhaft witzige, naive und lieblichtändelnde Chansons und Rondeaux; Sonette, die ersten Versuche, die französische Sprache an die Form eines regelmäßigen Sonetts zu gewöhnen; und Epigramme, wovon die jovialischen besser als die kaustischen sind, weil da, wo er bitter sein will, fast immer derb und ungezogen wird. Seine mit Beza gemeinschaftlich verfertigte Uebersetzung der Psalmen in franz. Verse wurde lange in den reformirten Kirchen Frankreichs gebraucht. Er hat das große Verdienst, der erste französische Dichter zu sein, der nach klassischen Mustern des Alterthums und der italienischen Poesie seine poetische Diction bildete, ohne weder den Geist und Styl der französisch-romantischen Poesie zu entstellen, noch seiner individuellen Sinnesart durch pedantische Nachahmung der Alten Gewalt anzuthun. Sein Styl bildet nuter dem Namen **Style Marotique** eine eigene Gattung der poetischen Schreibart bei den Franzosen. Seine Poesien erschienen, nebst denen seines Vaters Jean, Kammerdiener König Franz I., und seines Sohnes Michel zusammen 1731 zu Haag in 3 Quart- und 6 Duodezbänden.

Marpurg (Friedr. Wilh.), geb. zu Seehausen 1718, gest. zu Berlin 1795 als königl. preuß. Kriegsrath und Lotteriedirector; einer der gründlichsten Theoretiker und Kunstrichter für die Tonkunst, so wie auch selbst einer der bedeutendsten Künstler, dem die Kunst, besonders in der Lehre von der Harmonie, sehr viel Aufklärung verdankt.

Marqueterie, eine Gattung der Mosaikkunst, die aus Hölzern, welche entweder von der Natur oder durch künstliche Bereitung verschiedene Farben erhalten haben und aus verschiedenfarbigen Gläsern, Metallen und Steinen, Blumen, Gemälde u. a. Zierrathen zusammensetzt, und damit Möbeln belegt. Man hat 3 Arten der Marqueterie: die Künstler der 1. Gattung bilden ihre Gemälde aus

Hölzern; man nennt sie Ebenisten, weil Ebenholz ihnen vorzugsweise zum Materiale dient; die der 2. arbeiten mit Emaille und Glas, sie heißen Emailleurs; und die der 3. mit Steinen und Marmor; es sind die eigentlichen Mosaikarbeiter (s. d. A.). Die Marqueterie-Kunst ist alt; sie blühte zuerst im Orient, wo die Römer sie kennen lernten; in den barbarischen Zeiten ging sie verloren ward aber im 14. bis 15. Jahrh. von Filippo Brunelleschi und Giuliano da Majano wieder hergestellt. Letzterer verfertigte in verschiedenen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeiten, wobei ihn seine Schüler Guido del Servellino und Dominicus di Mariotto unterstützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, gest. 1498) übertraf darin alle Künstler seiner Zeit. Am weitesten bildete sie aber Giovanni da Verona, ein Schüler des Brunelleschi (geb. 1469, gest. 1537) aus. Er war ein Zeitgenosse des Raphael und selbst ein geschickter Maler; er erfand zuerst die Methode, die Hölzer zu beizen, und ihnen durch siedendes Oel, das sie durchdrang, allerhand Schattirungen zu geben; und wußte Häuser, Menschen, Perspective täuschend nachzuahmen. Seine Nachfolger bereicherten durch neue Verfahrungsarten die Kunst, die Hölzer zu beizen; eben so vermehrte sich auch durch die Entdeckung Amerika's die Anzahl farbiger Hölzer. In der neuen Zeit ist die Kunst auf einen hohen Gipfel der Ausbildung gehoben worden; so ließ der Prinz Carl von Lothringen Holztapeten, die den Raub der Sabinerinnen darstellten, verfertigen.

Marquis, ein Titel, welchen ohne weitere Veränderung seiner Verhältnisse jeder von niederm Adel erhalten kann. Er stand in Frankreich zwischen dem hohen und niedern Adel, und wurde hier, wo er bei dem von Napoleon geschaffenen Adel nicht üblich gewesen war, nach der Herstellung des bourbonischen Hauses wieder eingeführt; in England folgt der Marquis nach den Herzogen und hat

den Fürstentitel; auch in Italien hat der Marchese seinen Rang vor dem Grafen.

Mars, Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Krieges. Nach den ältesten Dichtern war er ein Sohn des Zeus u. der Here, der wildeste Gott, Gott des Krieges und des gegenseitigen Mordens, der, ohne Partei zu nehmen, den Krieg nur als Geschäft betreibt, an Leichen und Todesröcheln sich ergötzt und darum selbst den unsterblichen Göttern verhaßt ist. Wenn er zur Schlacht geht, schirren seine Kinder, Phobos und Deimos (d. h. Grauen und Schrecken) seinen Wagen und schreiten nebst seiner Schwester Eris (Zwietracht) vor dem Mordenden her. So furchtbar er ist, hielten ihn einst die Aloiden (s. d.) gefangen. Diomedes verwundete ihn vor Troja, daß er laut aufschrie gleich 10,000 Männern; als ihm Athene einen Grenzstein an den Hals warf, bedeckte er gefallen 7 Hufen Landes. (Bei Späteren [Anton. Liber. 28] floh er vor Typhon nach Ägypten und verwandelte sich in einen Fisch.) So erscheint M. bei Homer, besonders als thrakischer Gott. Thrakien, bekannt durch die wilde Rohheit seiner alten Bewohner, ist sein Lieblingssitz. Dort ist er Vater der Flüsse Tmolos, Strymon, Hebros, der Stämme, die die Namen der Helden, Biston, Sithon, Olynthos ꝛc. tragen. Nach Phylangyrios fiel ihm Thrakien zu, als sich die Götter in die Bezirke der Welt getheilt. Statius beschreibt seinen Palast am Hämos. So roh er war, liebte ihn Aphrodite, die ihm Phobos und Deimos, und, nach schönerer Dichtung, auch Harmonia (Eintracht) gebar. In den spätern Homerischen Hymnen erscheint er huma. er, als Rächer der Unschuld, Führer der Gerechten, Helfer der Sterblichen, Geber kräftiger Jugend. Bei den Tragikern ist er Gott jedes Verderbens, der Seuchen, des Mißwachses ꝛc. In den plastischen Darstellungen erscheint er als bärtiger Gott. Das Gesicht ist gedrungen,

die Stirn breit, zwischen den Augenbraunen zusammengedrängt, nicht heiter. Die Nase breit, der Mund klein, die Lippen voll, die Augen liegen tief, das Haar ist dicht, kurz, ohne Locken, der Bart gekräuselt, die ganze Miene düster und drohend. Schenkel und Beine sind schlank und kraftvoll. Gewöhnlich ruht er auf dem rechten Bein, das linke vorwärts gestellt. Doch bildete man ihn seltener als andere Götter, weshalb sich auch nur wenige Statuen von ihm erhalten haben. In dem rohen, mordlustigen Rom wurde M. (aus Ares entstanden) nach Thrakien am meisten verehrt. In den ältesten Zeiten war ein aufgerichteter Speer sein Symbol. Man leitete von ihm das Geschlecht der Römer ab. In einem seiner Tempel bewahrte man die heilige Ancile als Palladium. Man weihte ihm den Monat März u. das Marsfeld, und August erbaute ihm unter dem Namen **Mars ultor** einen prächtigen Tempel. Dargestellt findet er sich bei den Römern nur auf Münzen, und zwar sehr mannichfaltig. Unterschieden wird **Mars gradivus** und **Quirinus**; jener angeblicher Name des Gottes im Kriege, dieser im Frieden. Doch kommt wahrscheinlich **Quirinus** vom altsabinischen **Curis, Quiris**, Lanze, her, oder bei **Quirinus** ist nur an Romulus zu denken. M. hatte in Rom seine eigenen Priester, die Salischen genannt, eingetheilt in Palatinische, und Collinische, deren jene dem Gradivus gehörten. Von einem **Mars Sylvanus** (der Victors **Hercules Sylvanus** zu sein scheint), erfleht man nach Cato Gesundheit der im Walde weidenden Rinder und opfert dabei Spelzmehl, Speck, Fleisch und Urin. **Mars Vincius** war ein Stadtgott zu Vincium (Vence in der Provence). Auch Orakel gab er bei den Römern, und zwar durch einen Specht. Besondere Sagen sind: im Kriege gegen die Giganten erlegte er Peloras und Mimos. Den Halirrhotios tödtete er und wurde deshalb vor dem Areopag (s. d.) zu Athen gerichtet. Dieser Gerichtshof

sollte davon seinen Namen haben. Unstreitig entstand von dem Namen die Sage; denn ἄρειος πάγος (Areshügel) hieß eine Höhe der Akropolis von Athen gegenüber, auf welcher jener bekannte höchste Criminalgerichtshof unter freiem Himmel seine Sitzungen hielt. Zweimal war er im Kampfe mit Herakles, um seinen Söhnen gegen diesen beizustehen. Alektryon (s. d.) verwandelte er in einen Hahn. In Gestalt eines Ebers soll er Adonis getödtet haben. Vater war er, außer durch Aphrodite von Deimos, Phobos, Harmonia (auch Eros), durch Astyoche von Askalaphos und Jalmenos; durch Agraulos von Alkippe; durch Atalanta von Parthenopäos, durch Althäa von Meleagros; durch Aegina oder Parnasse von Sinope; durch Asterope von Oenomaos; durch Rhea Sylvia von Romulus und Remus; durch Tilphusa von dem durch Kadmos erlegten Drachen. Ausgezeichnete Helden und kriegerische Völkerschaften werden gewöhnlich seine Söhne genannt. Seine Verehrung war sehr verschieden. Die Skythen verehrten ihn unter Gestalt eines Schwertes, das sie auf Haufen von Reisholz steckten, opferten ihm Pferde und gefangene Feinde. In Griechenland war seine Verehrung nicht sehr verbreitet. Zu Geronthea in Lakonien hatte er Tempel und Hain und jährliche Feste. In Sparta, wo man ihm anfänglich Menschen opferte, war er an Ketten gefesselt, damit das Kriegsglück stets an Sparta gefesselt sein möchte. In Arkadien hatte er einen Altar im Tempel des Pan, worin auch Aphrodite's Bildsäulen standen. Zu Athen hatte er einen Tempel, worin seine Statue von Alkamenos, eine Aphrodite von Lokros, und eine Enyo von den Söhnen des Praxiteles standen. Seinen Tempeln gab man dorische Säulen, als Zeichen der Festigkeit. In Rom hatte er mehrere Tempel. Man feierte hier sein Fest an den Calenden des Märzes (1. März), wobei die Salier, unter Absingung ganz alter unverständlicher Lieder, die Ancilien vortrugen. Den

12. Oct. wurden ihm Pferderennen gehalten und ein Pferd geopfert. Geweiht waren ihm alle reißende Thiere, das Pferd und der Hahn. — Mythendeuter finden in ihm ein Symbol der Sonnenkraft, die Sonne selbst; wann sein Name dem Planeten Mars gegeben wurde, ist unbekannt. Auch als germanische und gallische Stammgottheit nennen römische Schriftsteller den M.; nach Ein. ist er der skandinavische Tyr, nach Mone wohl richtiger der nordische Othin.

Mars (Hyppolite Boutet, Demoiselle), eine der ersten franz. Schauspielerinnen neuerer Zeit für das feine Lustspiel. (S. Pariser Theater.)

Marsch, ein kurzes Tonstück von feierlichem Charakter, in gerader Taktart und gemäßigtem Zeitmaße, welches zu feierlichen, besonders zu militairischen Aufzügen bestimmt ist. Weil der Marsch nicht bloß die Absicht hat, den Aufzug feierlicher zu machen, sondern auch die Gleichförmigkeit der Schritte zu erleichtern so muß der Rhythmus dabei stark bezeichnet und herausgehoben werden. Seine übrige Verschiedenheit richtet sich nach Art, Zeit und Umständen. Der geschwindere Marsch der Truppen hat jetzt Tanzmusiken an die Stelle der frühern Tonstücke gebracht. Die Musik theatralischer Märsche kann sich freier bewegen und gestaltet sich oft zum Chor, wie in der »Vestalin«. Als ausgezeichnete Märsche kennt man den Priestermarsch in Mozart's »Zauberflöte«, den Soldatenmarsch in Cherubini's »Wasserträger« und den Bauernmarsch in Webers »Freischütz.«

Marschall, alt Marschalk. Einige leiten dieses Wort, und zwar am wahrscheinlichsten, ab von dem alten Mar oder Mähre, ein Pferd edlerer Art, ein Streitroß, und Schalk, einer, der bei den Pferden angestellt wäre, also Stallmeister (daher auch im Französischen Maréchal, der Hufschmied); Andere von Mehrer oder Mayer (einem Vorsteher, Versorger) und Saal, Hof, um damit einen ober-

sten Vorsteher des Hofs, einen Oberhofmeister anzudeuten. Die letztere Bedeutung scheint allerdings mit der, welche man heutiges Tags mit dem Hofmarschall verbindet, übereinzukommen, welcher einer der vornehmsten Hofbedienten ist, der die ganze innere Haushaltung des Hofs, der Küche, des Kellers u. s. w. leitet und die Aufsicht über die Hofbedienten hat, so daß er den gewöhnlichen Aufzug, die Gepränge beim Empfang fremder Gäste, bei Feierlichkeiten und Festen besorgen muß; daher er dem Hofmarschallamt vorsteht. So ist denn auch der Reichsmarschall, Land-Erbmarschall auf einem Reichs- oder Landtage derjenige unter den Reichs- oder Landständen, welcher auf die äußere Ordnung bei den Versammlungen der Stände sieht, den Vorsitz dabei führt, den Vortrag hält u. s. w. Er heißt Erbmarschall, in so fern dies Amt bei einem gewissen Geschlecht erblich ist. Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Aufzügen und dgl. pflegen Marschälle gewählt zu werden, welche den Zug oder Abtheilungen desselben anführen, für Ordnung sorgen und zum Zeichen ihrer Würde einen Marschallsstab tragen. — Feldmarschall, s. d. u. General. — Der ehemalige Erzmarschall des deutschen Reichs mußte für die Ordnung bei Reichstagen und außerordentlichen Feierlichkeiten sorgen, bei der Kaiserkrönung zu Pferde von einem auf öffentlichem Markte aufgeschütteten Haferhaufen ein silbernes Maß voll Hafer holen und solches dem Kaiser darbringen. Er ließ sein Amt durch einen Erzmarschall verwalten. Dieses Erzamt kam dem Kurfürsten von Sachsen zu. — Marschallstafel, eine Nebentafel bei Hofe, für diejenigen, welche nicht an die fürstliche Tafel selbst gezogen werden und an welcher der Hofmarschall den Wirth macht.

Marschland nennt man das tiefliegende, morastige, an dem Meere oder großen Flüssen gelegene Land, im Gegensatz des höher liegenden oder Gerstlandes, welches aber durch Wasserleitungen, Dämme

u. s. w. urbar und zum fettesten und fruchtbarsten Boden gemacht worden ist. Mehrere sehr interessante Nachrichten von dem Anbau, der Beschaffenheit und Ergiebigkeit des Marschlandes, wovon sich Manches auch in andern Gegenden anwenden läßt, findet man in H. C. P. Kiesewetter, »Praktisch-ökonomische Bemerkungen auf einer Reise durch Holstein, Schleswig, Dithmarsen u. s. w.«, Hof 1807.

Marseille, 1) (Geogr.), Hauptstadt des franz. Departem. der Rhonemündungen, an einem Busen des mittelländischen Meeres, dessen äußerste Spitze einen geräumigen, durch die Forts St. Jean und St. Nicolas geschützten Hafen bildet. Die Stadt besteht aus der häßlichen Altstadt (vieux quartier) und aus der schönen Neustadt (le beau quartier); in beiden und in den 12 Vorstädten 16,000 H. 116,000 Einw. Viele Manufakturen und Fabriken in Seife, Stärke, Tüchern, Kattun, Hüten, Leder, Vitriol, wohlriechenden und gebrannten Wassern, Wachslichte, Glas, Fayance ꝛc.; Zuckersiedereien, Wachsbleichen, Korallenfischerei, Schiffbau, Seehandel. Quarantaine-Anstalt auf der Insel Pomegue, Schifffahrtsschule, Bibliothek, Museum der Alterthümer, Gemälde u. a.; Akademie der Wissenschaften und Künste, medicinische Gesellschaft, Zeichenschule, Lyceum, botanischer Garten, Bibliothek, Sammlungen. 2) (Gesch.). M., lateinisch Massilia, griechisch Massalia, von Mas, celtisch Wohnung, und Salies, einem Volke in Gallia narbonensis; M. ward 600 (n. And. 560) v. Chr. von Phokäern unter Simos und Protis, welches Letztere Schwiegersohn des Königs der Segobrier, Nannus, ward, gegründet. Sie war später treue Freundin Roms, erhielt, als sie dasselbe bei der Eroberung durch die Gallier mit Gold und Silber unterstützt hatte, von ihr Befreiung von allen Abgaben und für ihre Abgeordneten einen Ehrenplatz im Theater neben den Senatoren. Auch in dem punischen Kriege bewährte M. diese Treue, so wie in

dem Siege des Marius über die Ambronen. Als Cäsar im Bürgerkriege nach Hispanien abgehen wollte, weigerte ihm M. 40 v. Chr. den Durchzug, während sie dem Pompejaner Domitius die Thore öffnete. Cäsar ließ sie durch den Legat zu Wasser und zu Lande belagern, während er nach Hispanien fortzog. Der Kampf war mörderisch und machte der Tapferkeit und Geschicklichkeit der Massilier im See- wie im Landkrieg große Ehre; doch mußten sie endlich in dieser höchst merkwürdigen Belagerung, die Cäsar u. A. ausführlich beschreiben, aus Hungersnoth und Mangel an Unterstützung unterliegen. Cäsar nahm den besiegten Einwohnern Waffen, Schiffe, Geld. Doch behielt M. das Vorrecht, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren, und das Supremat über einige seiner Colonien, z. B. Olbia. Nach dieser Zeit verloren die Massilier die Liebe zu den Waffen, häuften aber desto eifriger Reichthümer auf, wodurch auf der einen Seite zwar Hang zur Schwelgerei, die sprichwörtlich ward, auf der andern aber Liebe zu den Wissenschaften erzeugt wurde, zu derer Erlernung Fremde aus allen Gegenden nach M. strömten. In M. ließ Constantin seinen Schwiegervater, Maximius, niederstoßen. 406 n. Chr. ward die Stadt nebst dem übrigen Gallien eine Beute der Gothen und 430 der Franken. Um 480 n. Chr. gerieth M. nebst dem übrigen Gallien in die Gewalt der Westgothen unter Eurich und dessen Sohne Alarich II., nach dessen Tode Theodorich, König der Ostgothen, sich desselben bemächtigte. Seine Nachfolger überließen dasselbe den französischen Königen aus merowingischem Stamme, welche es bis zur Zeit Karl Martells besaßen. Damals machte sich der Herzog Moronte zum Herrn von M. und begab sich unter den Schutz der Saracenen, entfloh aber, von den Franzosen angegriffen, zur See, worauf M. in die Gewalt der karolingischen Könige gerieth. Hernach kam sie unter die Herrschaft der Könige von Burgund und Arelat, ward aber

unter der Regierung Ludwigs des Blinden (889—903) von den Sarazenen zerstört, die sich auf den Küsten der Provence niedergelassen hatten. Unter Konrad dem Friedfertigen, der von 937—993 König von Bur und und Arelat war, wurde M. wieder hergestellt und besonderen Statthaltern untergeben, die sich gegen das Ende des 10ten Jahrh. unter dem Titel: Vicomtes von Marseille, unabhängig machten. Der erste derselben, Wilhelm, st. 1004. Unter seinen Nachkommen wurde diese Vicomté in eine Menge einzelner Theile zersplittert, welche die Bürger nach und nach an sich kauften, so daß M. gegen die Mitte des 13. Jahrh. eine Republik wurde. Kurz darauf aber, als Karl, Graf von Anjou, Ludwigs des Heiligen Bruder, Graf von Provence wurde, unterwarf sich auch M. zum Theil, doch blieb es zur Zeit noch ein besonderer Staat, der mit der Provence nicht vereinigt war. Als 1262 die Einw. das Joch wieder abzuwerfen suchten, wurden sie zwar durch eine Armee unter Barral de Baux bezwungen, erhielten sich aber doch im Besitz großer Privilegien, maßten sich den Titel einer freien Stadt an und unterwarfen sich auch, nachdem ihre Stadt nach dem Abgange der Grafen von Provence 1481 an die Könige von Frankreich gefallen war, bloß der Gerichtsbarkeit des Lieutenants der Senechaussée, welchen Franz I. nach M. gesetzt hatte, und, im Falle der Appellation, der Gerichtsbarkeit des Parlaments zu Aix. M. war damals eine der bedeutendsten Städte des Königreichs und vertheidigte sich sehr tapfer gegen den Connetable Karl von Bourbon 1524 und gegen Kaiser Karl V. 1536. Der Ligue zugethan, war sie die hartnäckigste unter allen französischen Städten, und es fehlte wenig, so hätte sie sich, als schon ganz Frankreich Heinrich IV. anerkannte, zuletzt noch den Spaniern in die Hände geliefert. An der Spitze der Stadt standen damals ein Korse, Peter Libertat, und zwei nichtswürdige Franzosen, Charles des Casaux und Louis d'Aix. 1575

erfolgte die Uebergabe an Heinrich, die noch jetzt von den Einwohnern jährlich durch eine Procession gefeiert wird. Endlich beraubte Ludwig XIV. 1660 die Marseiller ihrer Freiheiten. Seitdem ist sie gewöhnliche See- und Handelsstadt. Im Jahr 1720 u. 21 litt M. durch die orientalische Pest, die von einem Schiffe sich nach M. verbreitete, ungemein. Es starben in der Stadt allein 60,000 Menschen. In der Revolution war es durchaus republikanisch. Aus der Hefe des Volks und aus losgelassenen Galeerensklaven bestanden jene Marseiller Horden, die, 1792 nach Paris berufen, dort so viele Gräuel verübten.

Marser, 1) eins der berühmtesten Völker Mittelitaliens, zeichneten sich besonders im Bundesgenossen-Krieg — der nach ihnen auch der marsische heißt — durch Tapferkeit aus. Als Zauberer waren sie berühmt, und hatten unter sich den Dienst einer gewissen Schlangenbeschwörerin, die man später zu einer Schwester der Circe machte. 2) Ein deutsches Volk vom Stamme der Istävonen, das nach der Niederlage des Varus die von den Römern bis dahin besetzten Länder der Sikambrer am Rheine und den Ufern der Lippe einnahm. Als die Römer unter Germanicus wieder vordrangen, mußten sie weichen, und zogen abermals in das Innere Germaniens zurück; seitdem der Name Marser für immer verschwindet. Wahrscheinlich waren sie nur ein Zweig der Cherusker, welcher so lange als eignes Volk bekannt war, als sie von dem Hauptstamme abgesondert wohnten.

Marsfeld, Campus Martius major, in Rom. Nach Einigen wurde dies Feld schon von Romulus dem Mars geweiht; nach Andern widmete das Volk nach Vertreibung des Tarquinius Superbus dies Feld, was ein Eigenthum des Königs war, dem Kriegesgotte. Anfangs war es nur eine Wiese, worauf sich die römische Jugend in der Gymnastik übte und Pferde weideten; in der Folge hielt

das Volk dort ſeine Comitien ab und machte es zu einem öffentlichen Platze, den ſpäter die herrlichſten Werke der Bau- und Bildhauerkunſt ſchmückten. Der Campus Martius dehnte ſich vom flaminiſchen Thore bis zur Tiber aus und umfaßte die jetzige Place Borgheſe, das Pantheon, die Plätze von Farneſe, Ponti, Navone, Nicoſea, mit der lange Straße Scrofa. Er lag außerhalb der Stadt; Julius Cäſar hatte den Plan, ihn mit der Stadtmauer zu umſchließen, den erſt Aurelian ausführte.

Marſh (Herbert), einer der fruchtbarſten politiſchen und theologiſchen Schriftſteller Englands, Biſchof zu Llandaff, Doctor und Prof. der Theologie zu Cambridge und Mitglied der königl. Societät. Er ward zu London geboren.

Marſigli (Aloys Ferdinand, Graf von), kaiſerlicher General, geb. zu Bologna den 20. Juli 1658, zeichnete ſich in ſeiner Jugend ſchon durch Kenntniſſe in faſt allen Wiſſenſchaften aus, die er im Umgange mit den berühmteſten Gelehrten bedeutend vermehrte, und unternahm 1679 mit dem venetianiſchen Geſandten eine Reiſe nach Conſtantinopel. Er wandte die Zeit ſeines Aufenthalts insbeſondere dazu an, ſich vom Zuſtande der osmaniſchen Kriegsmacht zu unterrichten. Nach ſeiner Rückkehr gab er ſeine Beobachtungen in beſonderen Werken heraus. Da der Kaiſer um jene Zeit in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, trat er in deſſen Dienſte, wurde beim Uebergange bei Raab von den Türken gefangen und erhielt erſt im folgenden Jahre ſeine Freiheit wieder. Nach dem Karlowitzer Frieden 1699 wurde er zur Grenzbeſtimmung gebraucht und beim Anfange des ſpaniſchen Succeſſionskriegs erhielt er die Untercommandantenſtelle in der Feſtung Breiſach, worin Graf Arco Gouverneur war. Da ſich dieſe Stadt aber nach einer kurzen Belagerung den 6. Sept. 1703 an die Franzoſen ergab, wurden beide vor ein Kriegsgericht ge-

stellt und dem Grafen Marsigli der Degen zerbrochen, so wie er aller seiner Würden entsetzt wurde. In einer spätern Vertheidigungsschrift bewies er seine Unschuld. Er beschäftigte sich hierauf mit den Wissenschaften, durchreiste die Schweiz und das südliche Frankreich in naturhistorischer Hinsicht, bis ihn Papst Clemens XI. 1709 nach Rom berief, um ihm den Oberbefehl über ein kleines Heer zu ertheilen, welches gegen Kaiser Joseph I. bestimmt war. Ein Vergleich kam jedoch zu Stande und unterdrückte den Krieg, worauf er sich nach Bologna begab. Im Begriff, sein Leben in der Provence zu beschließen, wohin er sich 1728 begeben hatte, riefen ihn häusliche Angelegenheiten nach Bologna und er starb daselbst 1730. Um seine Vaterstadt hat sich Marsigli große Verdienste erworben durch die Errichtung eines Instituts, wozu er den Grund durch seine eignen beträchtlichen Sammlungen legte. Der Senat gab das Gebäude her. Eine ansehnliche Bibliothek, ein physikalisches und Antiquitäten-Cabinet, ein chemisches Laboratorium wurden angelegt und Lehrer der Physik, Mathematik, Chemie ꝛc. angestellt. In neuerer Zeit ist diese Akademie gesunken, indem sie sich von dem ursprünglichen Zwecke ihres Stifters entfernt hat. Unter seinen Schriften zeichnet sich aus: »Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis etc.« (Haag und Amsterdam 1726, 6 Bde., Fol.); ein prächtiges und theures Werk, mit 288 Kupf. geziert, worin er die Donau von dem Kalenberg in Oestreich bis zur Vereinigung mit der Jantra in der Bulgarei beschreibt. Außerdem ist noch bemerkenswerth: »Histoire physique de la mer,« Amsterdam 1725, Fol., m. 52 Kupf.; »Stato militare dell' imperio Ottomanne,« Haag 1726, 4 Thle., Fol., m. Kpfrn.

Marsyas, ein Sohn des Olympus, Hagnus oder Hyagnis. Die Mythe erzählt von ihm: Er fand die Flöte, welche Minerva zwar

erfunden, aber wieder hinweggeworfen hatte, da sie ihr die Backen verunstaltete, und sie darüber von den Göttinnen verhöhnt wurde. Marsyas übte sich auf diesem Instrumente dermaßen, daß er bald für einen großen Meister gehalten wurde, und daher den Apollo zu einem Wettstreite darauf herausfoderte. Die Musen waren bei demselben die Richterinnen. Sie konnten auch anfangs dem Marsyas den Preis nicht absprechen. Allein Apollo kehrte seine Cither um, und da ihm dieses Marsyas nicht nachthun konnte, wurde er für überwunden erklärt. Apollo ließ ihn also an einen Baum hängen, und da von einem Skythen gliederweise zerschneiden, worauf er den zerstückten Körper seinem Schüler Olympus zu begraben übergab. Aus seinem Blute läßt Hygin den Fluß Marsias entstehen, der nach Ovid aus den Thränen der Nymphen und Satyren über ihn entstand. Böttiger hat diesen Mythos auf den Vorzug bezogen, den in gewissen Zeitaltern und unter gewissen griechischen Volksstämmen, woher diese Mythen kamen, die Cytharödik, oder die Kunst, zur Lyra zu singen, vor der Kunst, die Flöte zu spielen, oder der Auletik, bekam. s. Wieland's »Att. Mus.«, Bd. I., S. 279 fg. Man schrieb diesem Marsyas die Erfindung der phrygischen Tonart zu; und die Stadt Keläná rühmte ihm nach, daß er durch sein Pfeifen die Gallier von ihr abgetrieben. Von vielen Künstlern der alten und neuen Zeit besitzen wir Darstellungen des Wettkampfs, wie der Strafe des Marsyas.

Martens (Georg Friedrich von), geb. 1756 zu Hamburg, wurde 1784 Prof. der Rechte in Göttingen, 1789 in den Adelstand erhoben, bekleidete von 1808—13 die Stelle eines Staatsraths, und auch vom Oct. 1810 an die eines Präsidenten der Finanzsection des königl. westfälischen Staatsraths, war seit 1814 königl. hannöv. geh. Cabinetsrath, seit 1816 Bundestagsgesandter zu Frankfurt und starb daselbst den 21. Febr. 1821.

Martha (Anne Biget, bekannter unter dem Namen Schwester), ein Muster christlicher Liebe, geb. 1749, ward Nonne, und lebte nach Aufhebung der Klöster zu Besançon von ihrer Pension, in Verein mit einer Freundin der Pflege hülfsbedürftiger Menschen, vorzüglich Kriegsgefangener, sich widmend. Mit der Zahl der Armen und Kranken wuchs auch der Eifer und die Thätigkeit der 62jährigen Schwester Martha, besonders als 1809 ein starker Trupp gefangener Spanier nach Besançon kam; mit gleicher Liebe war sie gegen die gefangenen und kranken Engländer beseelt: »Alle Unglückliche,« sagte sie einst, »sind meine Freunde.« Sie besorgte in eigener Person die Krankenlager, Küche und häusliche Ordnung und suchte dabei durch fromme Fürbitte beim Commandanten das Schicksal der Gefangenen auf alle mögliche Weise zu lindern. 1814 übernahm sie mit doppeltem Eifer die Verpflegung verwundeter franz. sowohl, als feindlicher Soldaten, und wie diese ihre Verdienste anerkannten, bezeugt der Herzog von Reggio, der die verwundeten Krieger öfter ausrufen gehört: »Ach! wäre Schwester Martha hier, wir würden weniger unglücklich sein!« Mit Bewunderung sprach man in den französischen wie in den alliirten Heeren von der ehrwürdigen Frau; der Kaiser Alexander gab ihr eine große Denkmünze mit seinem Portrait; der Kaiser Franz das Civilverdienstordenskreuz und 2000 Fr.; der König von Preußen eine goldene Medaille, und der König von Spanien ein prächtiges Kreuz. Ludwig XVIII. ernannte sie bei einer Audienz zur Oberpriorin aller frommen Vereine der barmherzigen Schwestern. So gleichsam die allgemeine Achtung von ganz Europa genießend, starb sie zu Besançon am 29. März 1824. Nie nach irdischem Lohne strebend, war es ihre höchste Wonne, die empfangenen Gaben zur Unterstützung der Unglücklichen verwenden zu können. Ihr Portrait, mit franz. und fremden Orden, ist in Kupferstich erschienen.

Eine anziehende Geschichte ihres thatenvollen Lebens enthält die Schrift: »Schwester Martha ꝛc.,« Luzern 1825.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteste römische Epigrammendichter, war zu Bilbilis in Celtiberien 43 n. Chr. geb. und erzogen zu Calaguris (Calahorra), der Vaterstadt seines Freundes Quintilian. Er kam als Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom und lebte unter Galba's und der folgenden Kaiser Regierung, deren einige ihm Gunst und Achtung erwiesen. Domitian ernannte ihn zum Tribun und erleichterte durch einige Schenkungen seine Lage. Trajan, der die Satyriker nicht liebte, bewies ihm nicht gleiches Wohlwollen, und dies bewog ihn, sich in sein Vaterland zurückzuziehen. Um die Reise machen zu können, hatte ihm Plinius d. J. eine Summe Geld gegeben. Noch in Italien verheirathete er sich mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte. Er starb im J. 101. M.'s Ruhm gründet sich auf 14 Bücher Epigramme, von denen er selbst mit Bescheidenheit sagt:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura.

Martin (der heilige), der berühmteste dieses Namens, war zu Saburia in Pannonia (jetzt Stain in Niederungarn) um das J. 316 von heidnischen Eltern geb.

Martin. Unter fünf Päpsten d. N. sind die wichtigsten: Martin I., aus Todi in Toscana; erhielt eine treffliche Bildung, bestieg den römischen Stuhl nach Theodor 649 und berief sogleich eine Kirchenversammlung zu Rom, auf welcher die Monotheleten, die Exthesis des Heraklius und der Typus Constantini II. verdammt wurden. Der hierüber erbitterte Kaiser Constantin ließ ihn gefangen nehmen, nach Constantinopel führen und zum Tode verdammen, welche Strafe aber in Verweisung nach Chersones gemildert wurde, wo er 655 starb. Man hat von ihm 18 Briefe in der Concilienssammlung

von Labbe, die jedoch sehr wenig Interesse haben. Später wurde er unter die Heiligen versetzt. — Martin V., hieß zuvor Otho Colonna und war ein Sprößling dieses berühmten Hauses. Er erhielt die päpstliche Würde nach der Abdankung Gregors XII. und Absetzung Benedicts XIII. auf der Kirchenversammlung zu Costnitz den 11. November 1417. Sein erstes Geschäft war, eine Bulle gegen die Hussiten zu erlassen. 1418 endete er das Concilium, ohne daß die Streitigkeiten beendigt worden waren, die mehr als 70 Jahre die katholische Kirche getrennt hatten. Deshalb wählte auch nach Benedicts XIII. Tode eine Gegenpartei 1424 einen Gegenpapst, der den Namen Clemens VIII. annahm und erst 1429 seinen Ansprüchen entsagte, nachdem er zur Entschädigung das Erzbisthum Majorca erhalten hatte. Erst hierdurch wurde das Schisma in der abendländischen Kirche aufgehoben. Das von ihm nach Pavia zusammenberufene Concilium, welches von da nach Siena verlegt wurde, stellte die Klagen keineswegs ab, die rechtliche Leute gegen das Leben der Geistlichkeit erhoben. Um diesen Zweck zu erreichen, schrieb er ein Concilium zu Basel aus; allein er starb den 20. Febr. 1431, im 63. Lebensjahre, ohne den Anfang desselben zu erleben.

Martin (Louis Claude St.), ein Mystiker im guten Sinne des Worts. Er war von adeligem Herkommen (Marquis), geb. zu Amboise in Touraine den 18. Jan. 1743, trat als Jüngling in Kriegsdienste und widmete seine Mußestunden dem Studium alter und neuer Sprachen, religiösen Betrachtungen, der Tonkunst und der Natur. Um seine Kenntnisse zu erweitern, verließ er den Dienst, durchreiste Deutschland, die Schweiz, England und Italien, und fand durch seinen Charakter überall Freunde und Verehrer. Während der franz. Revolution versah er seinen Dienst bei der Nationalgarde, bis ihn das gehörige Alter freisprach, ward dann Mitglied der ersten

Wahlversammlung seines Depart., zog sich hierauf in die Einsamkeit zurück und starb zu Autray bei Chatillon den 14. Oct. 1803. Er war voll Bescheidenheit und Demuth, stiller Wohlthätigkeit und tiefem religiösen Sinn. Die Seltenheit eines solchen religiösen Geistes, in Verbindung mit der Milde und anziehenden Kraft seiner Werke, erwarben ihm eine Menge Verehrer, so daß sich in Frankreich eine theosophische Secte bildete, welche sich Martinisten nannte. Sein berühmtes mystisches Werk ist: »Des erreurs et de la vérité.«

Martin (Vincenzo), italienischer Tonkünstler, zeichnete sich schon um 1782 durch Opern und Balletcompositionen aus, kam dann nach Wien, wo er seinen »Burbero« schrieb, und von da 1783 als Capellmeister nach Petersburg ging, wurde 1798 Hofrath daselbst und starb 1816. Man hat von ihm: »XII canoni per il cembalo«; »XII ariette italiane con accomp. di cemb. etc.«; »Il sogno«; »La capricciosa corretta«; »Arbore di Diana« und »Cosa rara«.

Martin (Christoph Reinhard Dietrich), Oberappellationsrath und Honorarprofessor zu Jena, großherzogl. sachsen-weimarischer Geh. Justizrath, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer Deutschlands, zumal im Fache des Prozesses, geb. zu Bovenden bei Göttingen 1772; ward zuerst außerordentl. Facultätsbeisitzer in Göttingen, 1804 außerordentl. Professor, 1805 ordentl. Prof. in Heidelberg und 1818 geh. Justiz- und Appellationsrath in Jena; verabfaßte: »Lehrbuch des deutschen gemeinen Prozesses,« Göttingen 1800, 10. Aufl. 1828; »Rechtsgutachten und Entscheidungen des heidelberger Spruchcollegiums,« Heidelberg 1808; »Lehrbuch des gemeinen deutschen Criminalprozesses,« Göttingen 1812; »Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalrechts,« 2 Bde., Heidelberg 1820—25.

Martini (Chronol.), im Kalender der 11. November, als der Tag von Martin Bischof; doch wird in evangelischen Ländern

auch der 10. Nov., als der Geburtstag von Martin Luther, dafür genommen. An mehrern Orten werden an diesem Tage, oder um diese Zeit, Schmausereien gehalten, bei denen vornehmlich eine fette Gans (als Martinsgans) der Hauptbraten ist; auch führen eigne, dabei gewöhnliche Kuchen den Namen Martinskuchen. Desgleichen erhalten zu dieser Zeit in Naturalien oder Geld zu liefernde Abgaben darnach ihre Namen, wie ebenfalls Martinsgans, Martinshuhn, Martinslehn, Martinspfennig, Martinsschoß u. a.

Martini (Giambattista), ein berühmter Componist und gelehrter Musiker, geb. zu Bologna 1706; trat schon in seiner Jugend in den Franciscanerorden, besuchte mehrere Länder von Europa und selbst Asien, widmete sich nach seiner Rückkehr unter dem berühmten Ant. Perti der Musik. Er machte die schnellsten Fortschritte in der Composition, so daß er schon 1725 zum Capellaristen des Franciscanerklosters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an seinen Tod 1784 verwaltete. Seine musikalische Schule, aus welcher eine beträchtliche Anzahl großer Componisten hervorging, war die gelehrteste in Italien. Seine Kirchenmusiken, noch mehr aber seine Duetten und Canons für das Clavier oder die Orgel, werden trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geschmacks hochgeschätzt. Aber den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen »Saggio fondamentale pratico di contrappunto« und seine »Storia della musica,« 3 Bde., für welche er eine musikalische Bibliothek von 7000 gedruckten und 300 geschriebenen Werken gesammelt, wobei Farinelli ihn sehr freigebig unterstützt hatte.

Martinique, französische Insel in Westindien, zwischen Dominica und St. Lucia; 17 QM. groß, mit vielen kegelartigen Bergen, Buchten und 40 kleinen Flüssen; deshalb sehr fruchtbar an Kaf-

fee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Palmen, Bananen, Cassia, Pfeffer, Kakao, Tabak und Seide; Handel, Schifffahrt. Die Insel hat 101,900 E., darunter 10,000 Weiße und 80,000 Sklaven; bildet ein eignes Gouvernement und ist in Basseterre und Cabesterre, und diese in die 4 Distrikte: Fort Royal, Marie, la Trinité und St. Pierre getheilt. Die Hauptstadt ist St. Pierre.

Martius (Karl Friedrich von), geb. zu Erlangen 1794; wurde 1814 daselbst Doctor der Medicin, hatte aber besonders Botanik zum Hauptgegenstand seiner Studien genommen, wurde Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu München und Conservator des dasigen botanischen Gartens, nahm als Botaniker an der von der k. k. östreichischen und k. baierschen Regierung veranstalteten wissenschaftlichen Reise nach Brasilien in den Jahren 1817—20 Theil, die er mit seinem Reisebegleiter, J. B. v. Spix, beschrieb, erhielt 1820 den k. baierschen Civilverdienstorden nebst dem persönlichen Adel; gab außerdem heraus: »Genera et species palmarum, quae in itinere per Brasiliam ann. 1717—20 depingi cur.,« 4 Fascikel, München 1824—26, Fol., und »Nova genera et species plantarum, quas in itinere per Bras. ann. 1817—20 colleg. et descr.,« 1. Bd. in 4 Theilen, 2. Bd. in 2 Thln., München 1827, u. 3. Bd. das. 1829, Fol., sämmtlich lithogr. u. illum.; »Die Physignomie des Pflanzenreichs in Brasilien,« München 1824; »Icones selectae plantar. cryptogam. Brasil.,« München 1829, Fol. Früher hat er herausgegeben: »Flora cryptogamica erlangensis,« m. Kupf., Nürnb. 1818.

Märtyrer (von dem griech. μαρτυς, Zeuge) nennt die christliche Kirche diejenigen Personen, welche besonders in den frühern Zeiten des Christenthums und während der sogenannten großen Verfolgungen lieber Schmach und Tod erduldeten, als daß sie ihren Glauben

verleugnet hätten, und dadurch Zeugniß geben von der Festigkeit ihres Vertrauens auf die Wahrheit und Göttlichkeit der neuen Lehre. Die Begeisterung, die der Glaube, wo er Widerspruch findet und unterdrückt werden soll, in edeln Gemüthern erzeugt, hat der christl. Kirche viele heroische Vorbilder dieser Art gegeben, und in allen Zeiten und Gegenden haben Religionsbedrückungen den Muth zum Märtyrerthum, d. h. zur Aufopferung des Lebens für den Glauben, wieder erweckt. Die Schilderung des Lebens, der Verfolgungen und Martern der christl. Märtyrer, worin sich aber viele Unwahrheiten und Irrthümer finden, wird Martyrologium genannt. Bischof Clemens I. von Rom soll das erste entworfen haben; das römische blieb unter den vielen Märtyrergeschichten immer das berühmteste. Ueber die Verehrung der Märtyrer vgl. Heilige. In weiterer Bedeutung versteht man jetzt unter Märtyrer überhaupt eine Person, welche unschuldig für eine gute, oder doch von ihr für gut gehaltene Sache leidet; z. B. Märtyrer der Wahrheit — an einer Sache zum Märtyrer werden.

Märtyrerfeste sollen schon im 2. Jahrh. üblich gewesen sein. Bei den Gräbern der hingerichteten Märtyrer beteten die Christen und dankten Gott für das Beispiel, welches ihnen gegeben war. Die Feier schloß mit dem Genuß des heil. Abendmahls und mit einer Almosenaustheilung. Man hielt den Märtyrern Lobreden und las die Thaten und Leiden der Hingerichteten vor. Man nannte diese Tage die Geburtstage der Märtyrer, weil sie an den Tagen ihres Todes zur Freude des ewigen Lebens gleichsam geboren waren. Martyria nennt man die den Märtyrern geheiligten Kirchen und Capellen. Bald enthalten sie deren Gebeine, bald nicht, bald sind diese Capellen verschlossene Abtheilungen großer Kirchen.

Marum (Martin van), einer der berühmtesten Naturforscher Hollands, geb. den 20. März 1750 zu Delft; studirte Medicin,

machte aber Physik zum Hauptgegenstand seiner Studien; als Arzt in Harlem hielt er zugleich Vorlesungen über Physik, wurde, nach Aufgabe seiner ärztlichen Geschäfte, Secretair der Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem und Director des Teylorischen physikalischen Cabinets, das durch ihn vornehmlich seinen hohen Ruf erhielt. Besonders ist auch die von ihm erbaute Elektrisirmaschine wegen ihrer Stärke bekannt; auch um die Construction der Luftpumpe erwarb er sich Verdienste. Außerdem bereicherte er die Physik mit mehrern Beobachtungen, die meist in den Schriften der Teylorschen Gesellschaft aufgenommen sind. Die von ihm herausgegebenen naturhistorischen Abhandlungen der botanischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem erschienen deutsch übers. m. Kupf., Leipz. 1802; außerdem »Beschreibung einer Elektrisirmaschine,« a. d. Holl. (Harlem 1785), Leipzig 1786, und 1. Fortsetzung ebend. 1786, 4.; »Abhandlung über das Elektrisiren,« v. Möller übers., Gotha 1778; »Beobachtungen und Versuche über Rettungsmittel Ertrunkener,« Leipzig 1796.

Märzfeld nannte man in den ersten Zeiten der französischen Monarchie die Generalversammlung der Nation, welche der König jährlich berief, um neue Gesetze zu geben, die Klagen der Unterthanen zu vernehmen, die Streitigkeiten der Großen zu schlichten und die Reichstruppen zu besichtigen. Sie wurde im Monat März gehalten, daher ihr Name. Pipin, Vater Karls des Großen, verlegte sie in den Mai, wo sie dann Maifeld hieß. Zwar erschien anfangs auch das Volk auf dem Märzfeld; in der Folge mußten die weiten Reisen ihm wahrscheinlich zu lästig fallen; es blieb aus und verlor dadurch das Recht, Theil an der Nationalversammlung zu nehmen, und sich bei derselben repräsentiren zu lassen. Aus dieser Volksversammlung entwickelten sich später die Generalstände und Parlamente. In der neuern Zeit hieß in Paris **Champ de Mars** ein weiter, von Gräben ein-

gefaßter, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geschmückter Platz, wo die französische Leibwache und die Zöglinge der Kriegsschule ihre Waffenübungen hielten. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feste gefeiert, Wettrennen gehalten u. s. w. Selbst Ludwig XVI. und seine Familie nahmen an den Arbeiten Theil, als man zu dem großen Bundesfeste 1790 hier Zubereitungen traf. 1815 hoffte Napoleon durch die Wiedereinführung der Märzfelder die Nation zu gewinnen, indem er auf dem Platze vor dem Volke seine constitutionellen Gesinnungen mit großem Pompe kund that. Zu der Constitutionsacte Ludwigs XVIII. hatte er in Form der alten Capitularien eine Zusatz-Verfassungsurkunde entworfen und wollte sie hier den Vertretern der Nation, um so seiner Occupation den Schein der Legitimität zu geben, zur Bestätigung vorlegen. Obgleich die Deputirten von 40 Departements nicht erschienen, so rief doch der Waffenherold aus, daß die Nation dem Gesetzbeschlusse zu den Grundconstitutionen des Reichs, welcher vom Erzkanzler an den Stufen des Thrones laut vorgelesen wurde, ihre Zustimmung ertheilt habe. Hierauf beschwor Napoleon die Reichsconstitution und etwa 20,000 Personen schworen denselben Eid. Die Feierlichkeit ward mit einem Te Deum, mit Austheilung von Adlern an die Nationalgarden und andere Truppen beschlossen.

Masaccio (eigentlich Tommaso Guidi), einer der ältesten Meister der florentinischen Malerschule, soll um 1402 zu S. Giovanni im Val d'Arno geboren sein. Er führte die Kunst durch sein Genie so weit, daß man in den Bewegungen des Körpers nicht mehr bloß den Schein des Lebens, sondern auch die Bewegungen der Seele erblickte. In der Kirche del Carmine zu Florenz sieht man einige vorzügliche Werke von ihm: die Apostel Petrus und Paulus, wie sie zum Gefängnisse verurtheilt werden. Andere ausgezeichnete Gemälde

des M. findet man in der Kirche S. Clemente in Rom, aber leider in einem übeln Zustande. Baldinucci hat sein Leben genau beschrieben und den Vasari berichtigt. Beide setzen den M. unter die ersten Künstler, durch welche die Härte, Unvollkommenheit und Schwierigkeit der Kunst vermindert und Leben und Ausdruck verkörpert wurde.

Masaniello, eigentlich **Tommaso Aniello**, geb. zu Amalfi 1622, nährte sich als Fischer und Fisch- und Obsthändler zu Neapel, erregte 1647 einen Aufruhr gegen die spanische Regierung, was ihm um so leichter wurde, weil das Volk schon lange über die harten Auflagen heimlich und öffentlich gemurrt hatte. Als nämlich die Einnehmer von einem nach der Stadt gebrachten Korbe Früchte die Abgaben verlangten, warf er sich zur Erde und rief das Volk um Hülfe an. Augenblicklich umringte ihn dasselbe; mit dem Geschrei: »Es lebe der König! weg mit den Abgaben!« drang es auf das Accisen-Bureau. Von hier eilte es zum Vicekönig, dem Herzog von Arcos, und forderte von ihm, daß er Masaniello zu seinem Gehülfen annähme. Der Erzbischof versuchte umsonst, die Ruhe wieder herzustellen und selbst die Annäherung von Juan d'Austria, natürlichem Sohn Philipps II., mit 22 Galeeren vermochte nicht, den Auflauf zu stillen. Masaniello ließ hierauf 60 der angesehensten Paläste einäschern, viele hinrichten und alle Zeichen des Königthums vernichten. 7 Tage lang dauerte der Aufruhr; nach Verlauf derselben legte Masaniello, auf das Versprechen, daß die Abgaben auf das Obst abgeschafft würden, seine Waffen nieder. Kaum war aber dies geschehen, so ließ ihm der Vicekönig Gift beibringen, welches ihn rasend machte. In der Wuth erschoß er mehrere seiner Freunde; das Volk wurde gegen ihn aufgebracht, begehrte seinen Tod und er wurde den 16. Juli 1647 in einem Carmeliterkloster ermordet. Sein Tod stillte jedoch den Aufruhr in Neapel keineswegs, er dauerte noch lange unter Gennaro An-

nese, der früher Soldat gewesen war, fort. Masaniello's Leichnam wurde mit den größten Feierlichkeiten zur Erde bestattet. Annese, nachdem er später den Herzog Heinrich II. von Guise, der mit ihm die Herrschaft getheilt hatte, den Spaniern in die Hände geliefert, wurde auf Befehl des Vicekönigs ermordet.

Maschine, ein Werkzeug, oder eine Vorrichtung, mit welcher eine Bewegung, Kraft oder Zeit sparend, hervorgebracht wird. Man unterscheidet gewöhnlich einfache M.n und zusammengesetzte, bei welchen mehrere einfache M.n zu Erreichung desselben Zweckes verbunden sind, und welche auch M.n im engern Sinne genannt werden. Auch unterscheidet man sie nach der verschiedenen Bestimmung und Einrichtung, z. B. Hebungs- und Fortschaffungszeuge, wozu auch die pneumatischen, oder Luftwechselmaschinen gerechnet werden können; ferner Preßzeuge und Rammen, Mühlenwerke, Uhrwerke, wozu auch die Wegemesser gerechnet werden können, Bergbau-, Fabrik-, landwirthschaftliche und physikalische M.n. Die bewegende Kraft einer M. kann ein Mensch oder ein Thier sein (Kraft belebter Körper), oder das Wasser, Luft, Dämpfe, das Gewicht eines Körpers, die Elasticität einer Feder (Kraft lebloser Körper). Das Maß dieser Kraft wird aber nicht bloß durch die Größe derselben, sondern auch durch ihre Geschwindigkeit bestimmt, mit welcher sie zu wirken beginnt, oder mit welcher sie in einer gewissen Zeit einen gewissen Raum durchläuft, ehe sie die M. erreicht und auf dieselbe wirkt. Die Veränderung, welche eine M. hervorbringt, heißt ihr Effect, das was diesem Effect entgegenstrebt, z. B. die Schwere eines fortzubewegenden Körpers, der Zusammenhang der zu trennenden Theile, die Last, wozu auch die Friction der einzelnen Maschinentheile gerechnet werden muß. Die Last heißt auch die widerstehende oder todte Kraft, und im Gegensatz davon heißt die bewegende Kraft die lebendige. Der Effect

einer M. besteht aber nicht bloß in der Veränderung, welche sie hervorbringt, sondern auch in der Schnelligkeit, mit welcher diese Veränderung hervorgebracht wird. Daraus folgt der Satz: was man beim Effect an Geschwindigkeit gewinnt, geht an der Last ab, und was man an der Last gewinnt (d. h. je größer die Last ist, welche man durch die M. überwinden läßt), das verliert man an Geschwindigkeit. Dasselbe findet auch statt bei der bewegenden Kraft; je größer ihre Geschwindigkeit ist, desto kleiner kann sie selbst sein, und je größer sie ist, desto weniger braucht sie Geschwindigkeit zu besitzen. Bei der Wirksamkeit einer M. kommt es nicht allein auf ihre Einrichtung, das Verhältniß der einzelnen Theile, sondern auch auf die Materie der einzelnen Theile an, indem durch die Verschiedenheit der Materie die Haltbarkeit der einzelnen Theile und die geringere Friction der Maschine bedingt ist; endlich kommt auch darauf viel an, in welcher Richtung die Kraft wirkt und die Last überwunden werden soll. Die Anwendung der mathematischen, mechanischen und physischen Lehrsätze auf das Maschinenwesen lehrt die *Maschinenlehre*, wovon man jedoch die technische als Kenntniß der verschiedenen Arten der M.n, ihrer Einrichtung, Anwendung und Erhaltung auf bloße Erfahrung gegründet, unterscheidet.

Maschinen in Fabriken. Durch vieljährige und allgemeine Erfahrungen wird der Satz bestätigt, daß zur Vervollkommnung der Fabriken und Manufakturen nichts so viel beiträgt, als die Erfindung und Anwendung nützlicher Maschinen, durch deren Gebrauch der Fabrikant theils viel an Zeit, theils viel an Arbeitslohn und Kostenaufwand erspart. Man durchgehe alle Länder, wo bedeutende Manufakturen und Fabriken sich firirt und ihre Kunstproducte zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht haben, und forsche mit scharfem Blicke nach den Ursachen ihrer schnellen Vervollkomm-

nung und der sogleich ins Auge fallenden Vorzüge, welche sie gegenwärtig vor andern Manufakturen und Fabriken besitzen; so wird man finden, daß das dabei gebrauchte Maschinenwesen überhaupt, und vorzüglich die Anwendung von Zeit und Kosten ersparenden Maschinen dieselben größtentheils zum gegenwärtigen Flor erhob. Keine unter allen Nationen hat es unstreitig so weit in Fabrikgeheimnissen und Maschinenwerken gebracht, als die britische, und man muß gestehen, daß fast alle ihre Fabrikate und Manufakturate, fast alle ihre Kunstprodukte, die sie auf fremdem Markte feil bieten, nahe an das Endlichvollkommene nach jetzigen Begriffen grenzen. Ob der Engländer ohne den Gebrauch der Maschinen diese Vollkommenheit seinen Fabrikaten hätte geben und so großen Vertrieb im Auslande hätte finden können, läßt sich billig bezweifeln. Durch die Einführung der Maschinen (pflegt man sehr dreist gewöhnlich zu behaupten) wird die Anzahl der Dürftigen größer, eine Menge Menschenhände wird außer Thätigkeit gesetzt, die Quellen ihres dürftigen Lebensunterhalts werden verstopft, Tausende seufzen nach dem fehlenden dürftigen Bissen Brots, das Resultat hiervon ist Verzweiflung und dem Staate drohet dringende Gefahr, wenn er den gefährlichen Folgen derselben durch wirksame Maßregeln nicht schleunig vorzubeugen sich bemüht. Diese Gründe können dann nur einigen Schein von Wahrheit für sich haben, wenn sie bloß nur einseitig beurtheilt werden. Wenn durch Anwendung nützlicher Maschinen vielleicht jemals mehrere tausend Menschenhände außer Thätigkeit gesetzt wurden, so war wohl niemals dies mit großem Nachtheile für den Staat verknüpft; gewöhnlich entsprangen hieraus die glücklichsten Folgen, und man behauptet schwerlich zu viel, wenn man in solchen kleinen Fabrik-Revolutionen die Grundlage vieler andern Manufakturen und Fabriken findet, die vielleicht außerdem sich noch bis jetzt nicht fixirt haben würden. Durch Einführung nützlicher

Maschinen gewinnt folglich der Staat ungemein viel; denn der Feldbau gewinnt durch sie in eben dem Grade, in welchem Manufakturen und Fabriken durch sie gewinnen. Die Hände, welche Manufakturen durch ein wohl eingerichtetes Maschinenwerk ersparen, senden sie dem Feldbaue zu, und hinwiederum diejenigen, welche der Feldbau durch Maschinenwerke erspart, sendet er auf sehr verschiedenen Wegen den Manufakturen und Fabriken zu. Die Ländereien liefern reichlichere Renten, denn der Anbau der für Fabriken und Manufakturen nöthigen Produkte wird häufiger betrieben, wodurch dem Vaterlande, welches ehedem dieselben aus dem fernen Auslande zog, große Summen erspart und gewonnen werden. Eben so heilsam ist der Einfluß solcher Ereignisse auf Manufakturen und Fabriken. Indem sie mehrere Menschenhände gewinnen, werden sie in größere Thätigkeit gesetzt, die Grenzen ihres wohlthätigen Wirkungskreises werden erweitert, eine ungleich größere Menge von Kunstprodukten wird erzielt, die Vervollkommnung der Fabriken wird befördert, die Concurrenz mit ausländischen Fabrikaten wird nach und nach errungen, der so schädliche Einfuhrhandel ausländischer Kunstprodukte wird unvermerkt in einen wohlthätigen Ausfuhrhandel umgeschaffen, mit jedem Tage eröffnen sich mehrere Quellen des Erwerbs und sichtbar wird ein blühender Wohlstand durch alle Volksklassen. Alles stufenweise glückliche Wirkungen einer wirklich allgemein nützlichen Erfindung oder zweckmäßigen Anwendung der Maschinenwerke.

Maschinen nennt man in den Werken der epischen und dramatischen Poesie alle angewendete übermenschliche Wesen, die nach dem Laufe der Natur und der Thätigkeit einer durch die Endlichkeit beschränkten Freiheit nicht erfolgbare Wirkungen hervorbringen. Sie haben in ihr nur relativen Werth, weil es für den Menschen höheres Interesse hat, den Held durch eigne Kraft den Schicksalsknoten lösen

und selbst das Verhältniß der Freiheit zur zermalmend auf ihn eindringenden Nothwendigkeit leiten, als vom Einflusse höherer Wesen abhängig zu sehen.

Mascov (Johann Jakob), geb. zu Danzig 1689, Doctor der Rechte, außerordentlicher Professor derselben, Assessor des Consistoriums und des Oberhofgerichts zu Leipzig, auch seit 1719 Senator; rückte allmählig bis zum Proconsul auf, st. 1761. Von seinen zahlreichen Schriften haben sich folgende: »Abriß einer vollständigen Geschichte des deutschen Reichs,« Leipzig 1722, 4., 6. Aufl. 1763; »Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie,« 2 Bde., ebend. 1726—1737, 4., noch immer in Ansehen erhalten.

Masern (von Maser, Flecken, Mahl), eine Krankheit, die in einem Fieber besteht, bei welchem am vierten Tage oder gegen denselben kleine rothe Flecken ausschlagen, welche sich aber in keine Blasen zusammenziehen, und gegen den achten Tag wieder abtrocknen, ohne einige Narben zu hinterlassen. Die Masern sind hauptsächlich eine Kinderkrankheit, und selbst Kinder im Mutterleibe sind nicht davon verschont. Wenige Menschen entgehen den Masern, doch wahrscheinlich mehrere, als den Pocken, wiewohl dies noch nicht genau berechnet ist. Sie sind eben so ansteckend, als die Pocken, haben aber ihr eigenes Miasma, das besonders auf das lymphatische System wirkt, und dessen Feuchtigkeiten eine sehr merkbare Schärfe mittheilt. Die Ansteckung scheint bei den Masern etwas früher als bei den Pocken zu geschehen. Die Masern machen in gewissen Zeiten und Perioden Epidemien, und breiten sich dann von einer Gegend in die andere aus. Aber sie entstehen auch hier und da an verschiedenen Orten. In beiden Fällen können sie bös- und gutartig sein. Die Masern sind ein eigener, von allen andern unterschiedener Ausschlag. Es sind kleine rothe Flecken, wie Flöhstiche, die, wenn sie zuerst im Gesichte vorkom-

men, anfangs etwas über der Haut hervorstehen, auch zuweilen etwas zugespitzt sind, so daß sie den Pocken ähnlich sehen, allmählig aber mit der Haut ebener und breiter werden. Die charakteristischen Zufälle sind katarrhalischer Art: trockener Husten, dessen Ton etwas Eigenes hat; Niesen und Fließen der Nase, Drücken über und in den Augen, Thränen, Hitze, Brennen, Röthe, Empfindlichkeit, wässericht-gläsernes Aussehen der Augen, doch mehrentheils so, daß die Augen desto weniger leiden, je stärker der Husten ist, und je mehr die Nase fließt, und umgekehrt; Schwere des Kopfs, Anschwellen der Augenlider, so daß die Augen davon mehr oder weniger verschlossen werden; Schläfrigkeit, beengte Brust mit kurzem Athem und öfterem Seufzen, rauher Hals, Trägheit des Körpers und Geistes, mürrische Laune, milchichter trüber Urin, Nasenbluten, Jucken und Brennen in der Haut, beschwerliches Schlingen; weiße feuchte Zunge; Mangel der Eßlust. Hierzu kommen noch nicht selten, und wenn die Krankheit ernsthafter ist, Ekel und Erbrechen auf jeden Genuß, empfindliche Hals-, Rücken-, Magen- und Gliederschmerzen, großer Durst, Durchfall, der nicht selten gallicht, und, in eingeschränktem Maße, heilsam ist, das Brechen stillt u. s. w.; heiße brennende Haut, viele Beklemmung, convulsivischer Husten, starke Schweiße u. s. w. Nach und unter diesen Zufällen erfolgt bald ein Fieber, anfangs mit abwechselndem Froste und allmählig steigender, bleibender Hitze, in welchem gewöhnlich am Ende des dritten Tages, zuweilen unter etwas convulsivischen Bewegungen, Zittern der Hände, aufgelaufenem rothen Gesichte und Brennen der Augen, der Ausschlag nach und nach, erst im Gesichte und dann auch an dem übrigen Körper hervortritt. Nach geschehenem Ausbruche lassen doch oft die heftigsten Zufälle, zumal die Beängstigung, das Brechen, etwas nach.

Masinissa, König der Massylier in Numidien, der schon im

17. Jahre als Prinz ein bedeutendes Treffen gegen Syphax gewann. Anfangs gegen die Römer, dann aber, von Scipio Africanus geschlagen, auf ihre Seite tretend, richtete er seine Rache gegen Carthago, wo ihm Asdrubal vorher seine Tochter Sophonisbe zur Gemahlin versprochen, aber sie dann dem Syphax gegeben hatte. Zwar besiegt und verdrängt, wurde er doch durch Hülfe der Römer wieder eingesetzt; mit diesen unterhielt er auch die geheimen Verbindungen, und als er nun Asdrubals Sohn, Hanno, den Römern in die Hände gespielt hatte, trat er öffentlich zu diesen über, gewann mit Lälius mehrere Schlachten, schlug den Syphax, und in dessen Hauptstadt einrückend, traf er seine vorige Geliebte, Sophonisbe, die von ihm den Tod flehte, um nur der schimpflichen Gefangenschaft der Römer zu entgehen. Masinissa erklärte sie zu seiner Gemahlin; allein mit ihr in das römische Lager zurückgekehrt, verlangte Scipio sie als seine Gefangene, und Masinissa — reichte ihr selbst den Giftbecher, um sie den schimpflichen Fesseln zu entreißen. Scipio erkannte das große Opfer, das Masinissa gebracht hatte, und feierlich wurde dieser zum Könige erklärt. Er erlangte nachher alle seine Besitzungen wieder, selbst mehrere Provinzen der Carthager, und starb endlich kurz nach Ausbruch des 3ten punischen Krieges im 90. Jahre mit dem Ruhme eines aufgeklärten, tapfern Fürsten.

Maske (die eiserne), s. Eiserne Maske.

Maske, 1) eine dem Gesicht ähnliche Gesichtsbedeckung von Sammet, Pappe, feiner Leinwand, Wachs u. s. w. Man wurden schon bei den Alten bei Processionen, Einweihungen in den Orgien (s. d., vgl. Oscilla) und besonders auf dem Theater gebraucht; letztere griechischer Erfindung, von den Römern angenommen, verschiedenartig im Trauerspiel, Lustspiel, den Satyrstücken u. s. w. Sie bedeckten den ganzen Kopf, stellten bärtige, jugendliche u. s. w. Personen

dar, hatten gewöhnlich sehr großen, des lauten Tons wegen mit Stangen von Metall oder einem andern tönenden Körper versehenen Mund. Den M.n gingen theils die Hefen des Tespis (s. d.), theils das von den frühern Schauspielern getragene, das Gesicht verdeckende Laub voraus. Durch Aeschylus ward diese rohe M. zu einem farbenreichen, dem Götter- und Heroenbilde nacheifernden Bildniß. Phérilos und dessen Nachfolger erweiterten und vervollkommneten diesen Gedanken, so daß man dadurch Stände bezeichnen und Leidenschaften ausdrücken und Männer täuschende Weiberrollen spielen konnten. Der Nachtheil der M., z. B. Zerstörung des Mienenspiels, wird geschwächt durch die weite Entfernung der Zuschauer, durch Wechsel der M. während des Stücks; doch Biegsamkeit und Annehmlichkeit der Stimme, und Wohlgefallen der Zuschauer auf dem Gesicht, besonders dem Munde des Acteurs, war gewiß sehr durch sie beeinträchtigt; dagegen war das höchste Gesetz der Griechen, das der Schönheit, dadurch eher zu erfüllen. Auch in neuerer Zeit hat man die Masken der Alten beim Theater (z. B. in Weimar und Berlin), in Nachahmung antiker M.n, jedoch erfolglos, wieder vorzuführen gesucht, so daß jetzt die M.n nur noch bei der **Commedia dell' arte** der Italiener gebraucht werden; vgl. Italienisches Theater. Außerdem werden M.n besonders auf Maskeraden, auch in Italien und an den Orten, wo jährlich ein Carneval im Gange ist, zu Zeiten des Carnevals (s. d.) im Freien gebraucht, wofür sie in allen Arten und Charakteren zu haben sind; Berlin, Paris, Rouen und Venedig liefern die besten. Sie sind entweder einfarbig (schwarz oder weiß) und dann meist Halbmasken, oder bunt, und dann Halbmasken oder ganze M.n. Neuerdings hat man auch Masken mit beweglicher Unterkiefer und Augen, in denen nur der Stern fehlt. Statt der M.n bedient man sich auch bloß Nasen, wenn es nur darauf ankommt, das

Gesicht zu verstellen. In heißen Ländern und auch im Mittelalter in unsern Gegenden trugen und trugen die Frauen auch oft beim Ausgehen Masken, um den Teint zu schonen. 2) (Gesch.), von Stein gehauene oder auch nur von Gyps gegossene Menschenköpfe ohne Hinterhaupt, oder Gesichter, welche an dem Schlußsteine eines Bogens, oder an andern Stellen als Verzierung angebracht werden. Berühmt sind die M.n an dem Zeughause in Berlin, welche Gesichter in der Schlacht sterbender Menschen vorstellen, wegen der Mannichfaltigkeit des leidenschaftlichen Ausdruckes. Der Baumeister und Bildhauer Schlüter hat die Modelle dazu gearbeitet.

Maskerade (Mascarata), der Maskenball, eine Lustbarkeit, wobei alle Personen in ungewöhnlichen Kleidern (größtentheils Domino's) und mit einer Maske vor dem Gesicht erscheinen müssen — Mummerei. Sie rühren von den Katholiken her, welche sie zu einer vorläufigen Entschädigung für die großen Fasten erfunden haben, daher sie gewöhnlich nach Weihnachten anfangen und bis Aschermittwoch dauern; übrigens aber auch überhaupt zu einer Art von Winterbelustigung dienen. — Außerdem nennt man auch Maskerade mehrere aus mancherlei Taktarten bestehende, oft possierliche Melodien, die zu einer Mummerei gesetzt sind.

Maskeline (Nevil), berühmter englischer Gelehrter u. Astronom, geb. 1731 zu London, wurde, nachdem er schon früher sich als geschickter Mathematiker und Astronom gezeigt hatte, nach Barbados geschickt, um Harissons Marine-Zeitmesser zu prüfen und 1765 zum königl. Astronomen ernannt. Er starb 1811 und hinterließ: The british mariner's guide, 1768; astronomische und logarithmische Tabellen u. a. m.

Masolen, in Croatien die Stadtmiliz, die gegen die Türken bei einem allgemeinen Aufgebote zur Vertheidigung gebraucht wird.

Sie bekommen statt des Soldes ein Stück Feldes zum Bebauen, und nur ihre Woiwoden und Offiziere eine monatliche Besoldung.

Mason (William), ein ausgezeichneter Dichter, geb. 1725 zu Hull in Yorkshire, wo sein Vater Pfarrer war. Man hat viele Gedichte von ihm, worunter 2 Trauerspiele, in denen er den griech. Chor auf die Bühne bringt; eine Sammlung Oden, mehrere Elegien, z. B. »Isis;« »Der englische Garten,« ein didaktisches Gedicht u. a. Beim Ausbruch des amerikanischen Krieges zeigte er sich als warmen Verfechter der Freiheit. Als Pitt an das Staatsruder kam, begrüßte er ihn mit einer Ode und sah in diesem Minister einen vom Himmel Gesandten, um die Wunden des Staats zu heilen und die Parlamentseinrichtungen zu verbessern. Im spätern Alter aber änderten sich seine Grundsätze. M.'s Gedichte empfehlen sich durch Lebhaftigkeit und Eleganz. Im Sonett und in metrischen Grabschriften ist er ausgezeichnet. Er starb 1797.

Masora, d. i. Ueberlieferung, allerlei paläographische, kritische, exegetische und grammatische Bemerkungen jüdischer Gelehrten seit dem 3. Jahrh. n. Chr. über das A. T., lange, wie die Kabbala (s. d.), von Mund zu Mund fortgepflanzt, zwischen dem 3. u 6. Jahrh. gesammelt; besonders zu Anfang des 6. Jahrh. von der jüdischen Akademie zu Tiberias. Die große M. enthält die ganze Sammlung, die kleine M. einen Auszug daraus, der als Glosse auf den Rand geschrieben wurde. Beide wichtig für Kritik und zum Theil für Exegese. Kritisch sichtete die sehr entstellte M. 1518 Felix Pratensis und 1525 der Rabbi Jakob Ben Chajim für den venet. Buchdrucker Bomberg (s. d.) als **Biblia rabbinica**, und Joh. Buxdorf d. Ä., besonders 1618. Berüchtigt sind jene Sammler, Masoreten, durch Spielereien, wie Zählen der Verse, Worte, Buchstaben der Bibel u. Aehnl. Von den von ihnen in der kleinen M. gebrauchten

kritischen Zeichen sind zu bemerken: Keri und Chetibh, wodurch die verschiedenen Lesarten des Textes bemerkt wurden.

Massageten, bei den Alten, der Gesammtname der unbekannten nördl. asiatischen Völker, welche auf der Ost- und Südseite des kaspischen Meeres bis an die Grenzen der persischen Monarchie, wo jetzt die Turkestaner und Karakalpaken wohnen, ihre Sitze hatten. Sie kommen in der scythischen und persischen Geschichte öfters vor; in letzterer vorzüglich bei Gelegenheit der Feldzüge des Cyrus (s. d.) Die Alanen waren ein besonderer Stamm derselben.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse, die Menge, der Stoff, Klumpen; dann überhaupt ein Ganzes, z. B. eine Credit-, Concurs-Masse (massa bonorum), bei einem Concurse das, was noch von dem Gemeinschuldner übrig ist an Grundstücken, Baarschaft, an Effekten, an außenstehenden Schulden ꝛc.; Erbschaftsmasse (massa hereditatis), das sämmtliche hinterlassene Vermögen. In der Handlung eine gewisse Quantität einander ähnlicher Waaren, die gleich auf ein gewisses Gewicht, eine gewisse Zahl gesetzt sind, z. B. bei roher Seide, Perlen, Straußfedern ꝛc. — In Masse sich erheben, aufstehen, wird von einem Volke gesagt, das vereinigt sich wider Bedrückungen aufmacht ꝛc. — In der Malerei heißen Massen die vielen an einem Orte gesammelten Lichter oder Schatten, deren richtige Vertheilung die ganze Schönheit eines Gemäldes ausmacht. — Ferner heißt auch Masse die Materie, woraus irgend ein Körper gebildet wird, z. B. bei Schriftgießern das, was zu den Buchstaben genommen wird. — Dann in ganz engem Sinne ein Teig, z. B. bei Apothekern alles Dickgemischte. — Bei den Bildhauern heißt Masse ein großer Hammer, womit sie auf den Meißel schlagen. — Beim Billardspiele ist Masse der lange Kolben-

stock, mit welchem man, wenn man den Ball nicht mit dem Queue erreichen kann, denselben mehr schiebt, als stößt.

Massena (André), Herzog von Rivoli, Fürst von Eßlingen und Marschall von Frankreich, einer der ausgezeichnetsten franz. Feldherren unserer Zeit, geb. 1758 zu Nizza von armen Eltern, nahm Kriegsdienste unter den sardinischen Truppen und wurde Unteroffizier. Beim Eindringen der franz. Truppen in Piemont nahm er französische Dienste, zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten durch Tapferkeit und Einsichten aus und befehligte schon 1793 eine Brigade. 1795 befehligte er den rechten Flügel der italienischen Armee und trug zu den Siegen Bonaparte's, der ihm immer die gefährlichsten Posten anvertraute, sehr Vieles bei. Die Schlachten bei Montenotte, Milesimo, Lodi (1796), Arcole und endlich bei Rivoli (1799) waren Zeugen seiner seltenen Tapferkeit. 1799 erhielt er den Oberbefehl über die helvetische Armee; er rückte vor, bis Jourdans Niederlage ihn zum Rückzuge zwang; nach erhaltener Verstärkung drang er indessen von Neuem in der Schweiz vor und schlug die Russen unter Korsakoff bei Zürich und war dadurch Ursache, daß Rußland sich von der Coalition gegen Frankreich trennte. Noch im December desselben Jahres übernahm er den Oberbefehl über die italien. Armee u. hemmte, obwohl mit geringern Streitkräften, die siegreichen Fortschritte der Oestreicher unter Melas. Da er jedoch endlich von ihnen allenthalben bedrängt wurde, versuchte er Genua den Franzosen zu erhalten, welches die Oestreicher zu Lande und die Engländer zur See alsbald belagerten. Nach der glorreichsten Vertheidigung schrieb er selbst die Bedingungen der Capitulation vor und erhielt die Genehmigung derselben. Nach der Schlacht von Marengo, den 14. Juni 1800, als Bonaparte nach Paris zurückeilte, übernahm er den Oberbefehl und behauptete denselben bis zum Frieden. M. ward vom Seinedepart.

in den gesetzgebenden Körper gewählt, und 1804 Reichsmarschall. 1805 erhielt er den Oberbefehl in Italien. Er verlor die Schlacht bei Caldiero; als aber der Erzherzog Karl durch das Unglück der deutschen Waffen bei Ulm zum Rückzuge in das Innere Oestreichs gezwungen war, verfolgte M. ihn, jedoch ohne ihm einen Vortheil abgewinnen zu können. Nach dem Frieden zu Preßburg nahm M. auf Napoleons Befehl das Königreich Neapel für Joseph in Besitz und eroberte Gaeta. Nach der Schlacht bei Eylau, 1807 berief ihn Napoleon nach Polen, um den rechten Flügel des franz. Heeres zu befehligen. Als nach dem Frieden von Tilsit der Krieg in Spanien sich entzündete, betrat M. mit dem Titel eines Herzogs von Rivoli diesen Kriegsschauplatz, von dem er 1809 nach Deutschland abgerufen wurde. Hier kämpfte er in den Schlachten bei Eckmühl, Regensburg, Ebersberg, Eßlingen und Wagram. Bei Eßlingen rettete seine Standhaftigkeit und Ausdauer das franz. Heer vom gänzlichen Untergange und Napoleon belohnte ihn mit der Würde eines Fürsten von Eßlingen. Bald nach dem Frieden eilte er aufs Neue nach Spanien, um Portugal den Engländern zu entreißen. Wellington zog sich vor ihm zurück, um in einer felsenfesten Stellung bei Torres Vedras Lissabon zu vertheidigen, bis der Mangel dem feindlichen Heere den längern Aufenthalt unmöglich machte. M. mußte sich endlich zurückziehen. Napoleon rief jetzt M. aus Spanien ab und gab ihm 1812 fg. keinen Heerbefehl. M., der 1814 in Toulon commandirte, erklärte sich für Ludwig XVIII. Er ward Commandeur des St. Ludwigsordens. Bei Napoleons Landung 1815 war sein Betragen in Toulon mindestens zweideutig. Als der Kaiser wieder eingesetzt war, schwor er zu seiner Fahne und ward Pair und Commandant der Pariser Nationalgarde. Als solcher trug er viel zur Erhaltung der Ordnung in der Stadt während der unruhigen Tage bei,

die des Königs Rückkunft vorhergingen. Seitdem lebte er zurückgezogen, und mancherlei Kränkungen, womit die Royalisten ihn überhäuften, beschleunigten seinen Tod. Er starb den 4. April 1817. Napoleon charakterisirt ihn in seinen Briefen als unermüdlich, verwegen, mit richtigem Ueberblick begabt und schnell entschlossen. General Pelet war M.'s Adjutant.

Massillon (Johann Baptist), Sohn eines Notars, wurde 1663 zu Hières in der Provence geboren. Im Jahre 1681 trat er in die Congregation des Oratoriums. Die Annehmlichkeiten seines Geistes, seine offene Miene und seine ausgezeichneten Talente erwarben ihm die Herzen Aller, nur nicht seiner Ordensbrüder, die den Beifall, den er überall einerntete, mit neidischen Augen ansahen und daher seine Obern veranlaßten, ihn unter einem nichtigen Vorwande in eine ihrer Anstalten in der Diöces von Maur zu schicken. Seine ersten Versuche in der Kanzelberedtsamkeit machte er zu Vienne, und die Leichenrede, die er auf den Erzbischof dieser Stadt, Heinrich von Villars, hielt, erwarb ihm so vielen Beifall, daß seine Obern mehr Achtung für ein Mitglied zu haben anfingen, welches ihnen so nützlich werden konnte. Eine Folge davon war, daß ihn der Pater von la Tour, damaliger General der Congregation, nach Paris berief, um seinen Talenten einen ausgebreiteten Wirkungskreis zu geben. Hier glänzten damals neben einigen minder vorzüglichen Kanzelrednern Bossuet und Bourdaloue. Massillon bewunderte diese großen Redner; allein er war zu sehr Genie, um sich ganz nach ihnen zu bilden und sich nicht einen eigenen Weg zu bahnen. Er predigte 20 Jahre mit immer gleichem Beifalle vor dem Hofe. Ludwig XIV., der ihn oft hörte, sagte ihm einst die schmeichelhaften Worte: »Mein Vater, wenn ich andere Prediger höre, bin ich sehr zufrieden mit ihnen; so oft ich Sie höre, bin ich unzufrieden mit mir.« Zu dem lebhaften

Eindrucke, den seine Reden auf das Herz seiner Zuhörer machten, trug nicht bloß die rührende Einfalt seines Vortrags, sondern auch seine bescheidene Miene, sein ungekünstelt frommer Blick, seine anspruchslose und natürliche Aktion und die Herzlichkeit seines ganzen Wesens sehr viel bei. 1717 erhielt er von dem Regenten das Bisthum Clermont. Im folgenden Jahre wurde er befehligt, vor dem neunjährigen Könige Ludwig XV. die Fastenpredigten zu halten, und er arbeitete zu dem Ende jene 10 Reden aus, die unter dem Namen »le petit carême« bekannt sind und für seine Meisterstücke gehalten werden. Sie handeln sämmtlich von der Bestimmung und den Pflichten der Großen, und sind ganz in dem Tone abgefaßt, in welchem allenfalls die ernste Kanzelberedtsamkeit im Stande ist, eine Seite in dem Herzen eines neunjährigen Kindes zu rühren. 1719 wurde Massillon zum Mitgliede der französischen Akademie erwählt. Die Leichenrede auf die Herzogin von Orleans, 1723, ist die letzte Rede, die er zu Paris hielt. Seitdem verließ er seine Diöcese nicht mehr, wo seine Tugenden, besonders seine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinste Liebe und Verehrung gewannen. Massillon ist einer der größten französischen Kanzelredner; mit dem weisesten Gebrauche der heiligen Schrift und der Väter, und mit bündiger Entwickelung der Begriffe und Beweise, vereinigte er Kraft und Anmuth, Würde und Grazie, Ernst und Salbung, einen Reiz der Elocution, einen Zauber der Harmonie, eine Wahl der Worte, die an das Herz sprechen und der Einbildungskraft schmeicheln. Wie ein Meister verstand er sich auf die Kunst, den Verstand zu überzeugen und in den geheimsten Winkel des Herzens zu dringen, hie und da zu erschüttern, noch lieber aber zu trösten und zu rühren. Er starb 1742. In den Jahren 1745 und 46 erschien eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in 14

Bänden in 12. D'Alembert hat in der Sammlung seiner »Eloges« Massillon ein würdiges Denkmal gesetzt.

Massinger (Philipp), Schauspieldichter, geb. zu Salisbury um 1585; studirte zu Oxford und st. zu London 1639 (nach andern, minder wahrscheinlichen Angaben erst 1669). Unter den früheren dramatischen Dichtern Englands behauptete er sowohl im Lustspiele (a new way to pay old debts u. a. m.) als im Trauerspiel eine rühmliche Stelle. Die beste seiner Tragödien führt den Titel: »the unnatural combats.« An Wärme und leidenschaftlichen Schilderungen übertrifft er Ben. Johnson weit und zeigt sich in einigen Stellen selbst als Geistesverwandter Shakespear's. Eine Sammlung seiner Werke besorgte W. Mason in 6 Bdn. zu London 1779.

Massuet, 1) (René), geb. 1665 zu St. Ouen; Benedictiner zu St. Maur; machte sich durch Fortsetzung mehrerer von Mabillon unbeendigt gelassener Werke, so wie durch eigene, gelehrte Schriften, bes. durch die von ihm herausgegebenen, mit Dissertationen versehenen Werke des Irenäus, Paris 1711, Fol., bekannt; st. 1716. 2) (Peter), geb. zu Meuzon sur Meuse bei Sedan 1698; mußte wegen der Religionsverfolgungen noch sehr jung Frankreich verlassen, studirte zu Leyden Medicin und ging dann nach Amsterdam, wo er aber meist literarischen Beschäftigungen sich widmete. Von 1741—1753 war er Herausgeber der »Bibliothèque raisonnée.« Außerdem hinterließ er mehrere historische Werke.

Mast (Mastbaum), der große, runde, gerad aufgerichtete Baum in einem Schiffe, woran die Taue und Segelstangen befestigt werden. Der große oder Mittelmast ist der stärkste und höchste; der vordere heißt der Fockmast; der hintere der Besanmast.

Mastix, ein hartes, sprödes, blaßgelbes Harz von balsamischem Geschmack und angenehmem Geruche, das aus dem Mastix-

baume (lat. **Lentiscus**) oder der Mastix-Pistacie fließt und aus Körnern, wie kleine Erbsen, besteht. Es wird sowohl in der Arznei verschiedentlich angewendet, als auch zu Räucherpulver, zu Fertigung verschiedener Firnisse, nicht minder zu einem Kitt gebraucht; daher auch verschiedene Arten von Kitt zu Glasen, zur Fayence, zum Stein, zum Holz ꝛc. Mastir genannt werden. Auch werden verschiedene geistige Wasser mit Mastix abgezogen; daher Danziger, Breslauer ꝛc. Mastix-Wasser.

Mastricht (Trajectum ad Mosam), Hauptstadt der niederländischen Prov. Limburg und Festung, am Einflusse der Jaar in die Maas; Vorstadt Wyk, 3000 H. 18,650 Ew. Flanell- und Tuchweben, Leder-, Seifen-, Gewehr- und Stärkefabriken, Handel, Färberröthe-, Tabaks- und Cichorienbau, Salzsiedereien. Dicht vor der Stadt der Petersberg mit Steinbrüchen und einer Citadelle.

Masureck (Masurka, Musik und Tanz.), munterer Nationaltanz der Polen im $\frac{3}{4}$ Tact, wobei alle Tactglieder gleichen Werth haben, meist mit punktirten Achtelfiguren u. sehr gefälligem Rhythmus. Er wird von 4 — 8 Paaren ausgeführt und gehört unter die gefälligsten und graciösesten Grotesktänze. Man tritt in ihm wie zu einer Quadrille zu 4, 6, 8 Paaren an; nur müssen die Paare immer gleich sein. Er wird mit einer Ronde eröffnet, und der Vortänzer tanzt dann eine Tour vor, die hierauf jeder Tänzer der Reihe nach nachahmt. Jetzt ist der M. auch in Nord-Deutschland ein sehr beliebter Gesellschaftstanz.

Maßstab wird häufig gleichbedeutend mit Maß genommen, insbesondere aber das Werkzeug genannt, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bemerkt ist, um hiernach die Ausdehnung einer Größe abzumessen, wie z. B. die Elle, der Zollstab, die Schmiege und dgl. Der **verjüngte Maßstab** dient dem Zeichner, wenn er

einen großen Gegenstand mathematisch ähnlich verkleinert darstellen will, ist also der eigentliche Maßstab, aber genau verhältnißmäßig verkleinert vorgestellt. Er muß, wenn das Verhältniß der Verkleinerung gegeben ist, jedes Mal besonders nach diesem Verhältnisse construirt werden, und heißt Transversalmaßstab, wenn er nach geometrischen Gesetzen durch horizontale, perpendiculare und diagonale Linien dargestellt abgetheilt ist, daß man mit möglichster Genauigkeit, z. B. bei einem Ruthenmaßstabe, die Ruthen, Fuße und Zolle darnach bestimmen kann. Die Geometrie gibt zu solchen Constructionen mannigfache Anleitung; auch finden sich in den mehrsten guten Reißzeugen solche verjüngte oder Transversalmaßstäbe auf den messingenen Linealen eingegraben. Jeder Bau- und andere Riß, auch Plane und Landkarten enthalten ihren verjüngten Maßstab verzeichnet, nach welchem man mit dem Cirkel Größen abnehmen und vergleichen kann. Ausführlich behandelt diesen Gegenstand Mayer in seiner »Praktischen Geometrie.« Die Artilleristen bedienen sich eines besonderen Maßstabes, s. Caliber. Der sogenannte Visirstab ist der Maßstab, um den Inhalt der Gefäße auszumitteln.

Matador heißt ursprünglich Mörder od. Todtschläger. Diesen Namen erhielt eine aus 200 Mann bestehende Schaar Freiwilliger, welche die Barcelonier im J. 1714, als sie wider Philipp V. stritten, errichteten. Diese Leute gingen beständig stark bewaffnet durch die Straßen, und hatten Befehl, jeden mit der Regierung Unzufriedenen auf der Stelle niederzuhauen.

Matelot (Tanz), s. Hornpfeife.

Mater, s. Matrize.

Materia medica, Heilmittellehre, s. Medicin.

Materie oder körperlichen Stoff nennen wir Dasjenige, was den Raum ausfüllt, oder was der Verstand den Raum erfüllenden

Körpern unterlegt. Da nun aber die Erscheinung nur insofern von uns wahrgenommen wird, als sie auf uns wirkt, so haben wir die Materie als ein im Raume Wirksames zu betrachten, was durch seine Ausdehnung und Bewegung gesetzlich wirkt. Von dem Wesen der Materie und von der Art, wie sie auf uns wirkt, hat man sich von jeher die verschiedensten Vorstellungen gemacht. In den ältesten Zeiten nahm man seelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leucipp und Demokrit setzten den leeren Raum und Atome an ihre Stelle, und erklärten die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußerer Kräfte. In den spätern Zeiten unterschied Descartes das Materielle durchaus von dem Einfachen oder Geistigen und setzte das Wesen der Materie bloß in die **Ausdehnung** (**extensio**). Nach ihm ist die Materie nicht einfach, sondern zusammengesetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar oder Atomen, im Verstande oder in der Vorstellung aber noch theilbar und ausgedehnt sind. Newton, der in metaphysische Untersuchungen nicht einging, führt bloß an, daß er die Materie als eine Zusammenhäufung der kleinsten Theilchen betrachte, die selbst wieder materiell und ausgedehnt sind und durch eine unbekannte Kraft sehr stark unter sich zusammenhängen, woraus folgt, daß er auch zu den Atomisten gehörte. Die Materie kann erklärt werden 1) im metaphysischen Verstande, a) transscendental, als äußere Erscheinung im Raume, b) physisch und zwar α) phoronomisch, als das Bewegliche im Raume, β) dynamisch, als das, was den Raum erfüllt, γ) mechanisch, was durch seine Bewegung eine bewegende Kraft auf etwas anderes Bewegliches äußert, δ) phänomenologisch, was ein Gegenstand der äußern Erfahrung sein kann; 2) im logischen Sinne steht Materie der Form entgegen, und bedeutet das, was bestimmt wird, im Gegensatze der **Bestimmung**. Materie und Form

sind zwei Reflexionsbegriffe, die jeder andern Reflexion, d. i. Ueberlegung, wie verschiedene Vorstellungen in einem Bewußtsein zusammenkommen, zum Grunde liegen. Z. B. das Urtheil: das Sittengesetz ist verpflichtend. Die Materie desselben, Sittengesetz und verpflichtend, wird bestimmt durch Erklärung. Die Form wird bestimmt 1) der Quantität nach, es ist allgemein verpflichtend; 2) der Qualität nach, es ist positiv, bejahend; 3) der Relation nach, es ist die Caussalität aller freien Handlungen; 4) der Modalität nach, es ist apodiktisch. A. In der theoretischen Philosophie, und zwar α) in der Logik ist Materie der Inhalt der logischen Erkenntniß; a) bei den Begriffen, das Allgemeine, b) bei den Urtheilen, Subject und Prädikat, c) bei den Schlüssen, die Prämissen, d) in der Erkenntniß überhaupt, die Objekte derselben, e) in der Erfahrung, die Wahrnehmungen; β) in der Metaphysik, die Realität: a) in einem Phänomenon, die Realität der Erscheinung, b) in einem Noumenon, das Etwas, die Monas, die übrig bleibt, wenn ich alle sinnliche Bestimmungen wegdenke. B. In der praktischen Philosophie ist die Materie des Begehrungs- oder Verabscheuungsvermögens, das begehrte oder verabscheute Objekt selbst, die Lust oder Unlust, die dasselbe gewährt. Die Materie eines Gesetzes ist das, worauf sich ein Gesetz bezieht. Materiell, material, formal. Materiell ist körperlich. Material ist das, was sich auf den Inhalt einer Erkenntniß bezieht. Formal, was sich auf die Art bezieht, wie ich einen Gegenstand denken soll. Materialer Gebrauch der Vernunft ist der, wodurch ich Gegenstände selbst hervorzubringen suche; formaler Gebrauch, wodurch ich die Gegenstände, welche die Erfahrung gibt, zu erkennen suche, der einzig mögliche Gebrauch der Vernunft. Ein materialer Bestimmungsgrund des Willens ist Lust und Unlust; formaler das Sittengesetz. Materialismus ist überhaupt die Behauptung der Materialität aller Welt-

wesen, oder die Behauptung, die ganze Welt bestehe aus Körperstoff: 1) kosmologischer, Alles ist in Raum und Zeit; Gott und die Welt ist eins, die Materie ist ewig; 2) psychologischer, Seele und Körper ist eins, die Wirkungen, die wir der Seele zuschreiben, sind Wirkungen der Organisation, d.i. einer höhern Potenz körperliche Kräfte. Der Materialismus soll zweierlei leisten: 1) soll er das Denken als ein Phänomen der Natur erklären, wozu aber keine einzige körperliche Eigenschaft hinreicht; 2) soll er die Einwirkung der Denkkraft auf die materielle Welt erklären, indem er Alles nur auf den äußern Sinn einschränkt, und Alles, was nicht räumlich und körperlich ist, für Hirngespinst erklärt, eben dadurch aber alle psychologische Persönlichkeit des Ich läugnet, und auch den Vernunftglauben einer endlosen Fortdauer zerstört, oder wenn er ihn ja behauptet, nothwendig inconsequent sein muß. Es ist eine gefährliche, die reine und über alle Erfahrungsbegriffe erhabene Natur der menschlichen Seele ganz verkennende, und für den Vernunftglauben in praktischer Hinsicht trostlose Behauptung.

Mathematik (mathesis), 1) dem Wortsinne nach, was in sich einleuchtende, offen darliegende Gewißheit hat, nicht erst der Erfahrung zu seiner Beglaubigung bedarf, wohl aber eine Hauptgrundlage aller Erfahrung ist und in dieser durchaus Bestätigung findet. Wenn wir aber nun in Wahrnehmungen aller Art von dem Erkannten alles das ausscheiden, was auch anders sein könnte, mithin den Charakter des Zufälligen hat; so finden wir, daß es bloß Größen und Größenverhältnisse sind, deren wir uns mit einer innern Nothwendigkeit versichert halten dürfen. Man unterscheidet daher diese Art von Erkenntniß (von Größen) und ihren Bezug auf einander, als in sich gesicherte Erkenntniß, als mathematische Wahrheit. Während daher gegen so Manches, was nach der Verstandesansicht einzelner Menschen als eine ausgemachte Wahrheit erscheint, von einem anders ge-

faßten Standpunkte aus sich noch triftige Zweifel erheben lassen, und in dem Gebiete der Philosophie die Menschen sich selbst über die Principe des menschlichen Wissens nicht vereinen können, unterliegen dagegen die Lehren u. Ergebnisse der M. nirgends auch nur der geringsten Anfechtung, und wo sich auch ja noch Anstände finden, so betreffen diese Nebendinge (wie z. B. die Methode des Vortrags), nicht die Lehrsätze selbst, gegen die nur aus Mißverständniß Zweifel erhoben werden können, die dann auf dem Wege, zu dem die M. selbst leitet, immer gehoben werden, sobald nur der Gegenstand klar dargestellt und die Aufmerksamkeit auf ihn fest gehalten wird. In neuerer Zeit ist die M. von der Philosophie als eigene Wissenschaft ausgeschieden worden, und diese Scheidung ist auch in sofern begründet, als die M. ein eignes und anhaltendes Studium erfordert, um die Wahrheiten, zu denen sie führt, nach ihrem ganzen Umfange sich zu eigen zu machen; indessen darf nicht übersehen werden, daß M. mit Philosophie Eine und dieselbe Wurzel hat, nämlich in der Tiefe des menschlichen Erkenntnißvermögens, und daß eine jede mathematische Wahrheit nur in der Abstraction für sich besteht, im Leben aber immer auf einen anderweitigen Erkenntnißstoff eine unmittelbare Beziehung hat. Es sind daher auch mehrere neuere Versuche, die M., nachdem man so lange sie als eine für sich abgeschlossene Wissenschaft behandelt hat, mit Berücksichtigung des nothwendigen Bezugs, den sie zur Philosophie und Naturlehre hat, wissenschaftlich zu bearbeiten, insbesondere aber sie selbst in das Gebiet der Psychologie zu ziehen, indem man sie aus dem Selbstbewußtsein ableitet, nicht zu verwerfen, so sehr auch die Mathematiker von Profession gewöhnlich sich gegen die Zulässigkeit einer solchen Combination in den mathematischen Schulen erklären, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß jene Versuche alle noch Vieles zu wünschen übrig lassen. Unstreitig hat Kant hierzu zuerst eine

freie Bahn gebrochen, indem er die mathematische Erkenntniß als eine Vernunfterkenntniß aus Construction von Begriffen aufstellt (nicht, wie die philosophische Erkenntniß aus Begriffen), indem den Begriffen die correspondirende Anschauung a priori (in den Sinnesformen des Raums und der Zeit) verliehen ist. Was also mathematisch erkennbar ist, muß sich auf Raum oder auf Zeit beziehen. Beide Grundformen des sinnlichen Erkenntnißvermögens liegen demselben als Größen und zwar als unendliche vor, denen aber der Verstand durch Begrenzungen erst Bestimmungen nach seinen Denkformen (Kategorien) verleiht. Es ist also immer der Verstand bei jeder mathematischen Untersuchung primär thätig, und die Sinnesformen (Raum, Zeit) sind nur das ihm zunächst im Selbstbewußtsein Verliehene, woran er sein eignes Vermögen bewährt. Der Raum stellt sich ihm als eine verharrliche Ausdehnung (extensiv), die Zeit aber als ein gleichmäßiger Vorübergang (protensiv) dar. Hiernach unterscheidet er zunächst, indem er die Abschnitte (Grenzen) in diese Formen bringt, extensive und protensive Größen. Da es ihm aber auf Festhaltung der Vorstellungen in Bildung derselben zu Begriffen ankommt, abstrahirt er auch in den gemachten Zeitabschnitten von dem Dahinschwinden der Zeit, betrachtet das Zeitliche bloß in seiner Theilbarkeit und bildet sich dadurch den Begriff von Zahlen, die in dem erhaltenen Charakter der Stetigkeit nun auch auf Räumliches anwendbar sind und überhaupt universelle Beziehung haben. In Anwendung der Zahlen lassen sich nun auch über Größen, die den extensiven (räumlichen) direct entgegengesetzt sind, nämlich intensive (nicht räumliche, aber doch in der Wahrnehmung [nach Graden] auffaßbare), Bestimmungen treffen, die, wie jene, den Charakter des Nothwendigen, nämlich den Charakter der Beharrlichkeit, unter der dahin streichenden Zeit, haben, eben so Bestimmungen über positive und negative, endliche und un-

endliche, bleibende und veränderliche Größen. Hierdurch aber wird mathematische Erkenntniß auf Alles anwendbar, was in die Vorstellung aufgenommen wird, ja selbst im geistigen Leben (z. B. auf das Gefühl eines Schmerzes, der zwei- oder dreimal so empfindlich sein kann als ein anderer, mit dem er verglichen wird). Nur tritt sie überall in den Hintergrund, wo Empfindung im Sinnenleben, überhaupt von den Sinnen auffaßbares Qualitatives, vorherrschend ist, und macht sie verwaltend nur da geltend, wo Quantitatives, d. i. Zählbares oder Meßbares, vorliegt. — Man unterscheidet gewöhnlich in Lehrbüchern reine und angewandte M. und befaßt unter jener, als Zahlenlehre, die Arithmetik, und als Meßlehre die Geometrie. Eigentlich ist aber auch hier schon M. keine ganz reine mehr, sondern auf Zahlen (Zeitgebilde) u. Figuren oder Formen (Raumgebilde) angewendet. Völlig rein ist die M. nur als bestimmungslose Größenlehre, aus der nämlich selbst erst erhellt, wienach Zahlen und räumliche Figuren und Formen sich bilden. Diese eigentliche Elementarlehre alles mathematisch Erkennbaren ist aber erst ein Ergebniß des Abstractionsvermögens des Verstandes auf seiner vollen Höhe, zu der er jedoch sich nur erheben kann, wenn er Größen und Größenverhältnisse, wie sie sich in bestimmten, durch Zählen (in Zeitsuccession) erst gewonnenen Vorstellungen von Zahlen und in der Natur angeschauten räumlichen Figuren und Formen darbieten, bereits erfaßt und in Zusammenfügungen dieser Vorstellungen nach einer nothwendigen Bedingung des Erkenntnißvermögens sich bereits geübt und erkräftigt hat. Man begreift daher, da in dem mathematischen Lehrunterrichte mit dem bereits anschaulich Vorliegenden der Anfang gemacht werden muß, auch die gemeine Arithmetik und die gemeine Geometrie mit der gemeinen Trigonometrie, die man wegen ihrer großen Brauchbarkeit als einen eigenen, der Geometrie angefügten Theil ansieht, nebst

der reinen abstractiven Größenlehre (diese aber als höhere M.) unter der reinen M., unter welche letztere, insbesondere nebst der Buchstabenrechnung (als Methodenlehre), die Algebra, die Combinationslehre, die Analysis des Endlichen und Unendlichen, Differenzialrechnung und Integralrechnung, gestellt sind, welches Alles aber in so enger Verbindung mit einander steht, daß Eins ohne das Vorhergehende nicht erfaßt werden kann. Auch kann man in der höhern M. selbst wieder einen reinen und einen auf Gegenstände der niedern Mathematik angewandten Theil unterschieden. In ihr ist ein unermeßliches Feld zu neuen Forschungen eröffnet, auf dem aber nur ein mit eignen Talenten für diese Art von Verstandesthätigkeit begabter Kopf (mathematisches Genie) sich mit Freiheit und Sicherheit bewegt, dann aber auch darin die hohe Genugthuung findet, auf ihm noch immer neue Wahrheiten zu erfinden. Unter angewendeter M. aber werden Wissenschaften begriffen, die eigentlich ihren eigenen Boden theils in der Naturlehre, theils in der menschlichen Betriebsamkeit haben, aber von den Grundsätzen der reinen M. zunächst ihre Bestimmtheit und Sicherheit erlangen. Nach oben Bemerktem hat jede Wissenschaft einen mathematischen Theil, und in jeder ist, scharf genommen, nur so viel Gewißheit, als M. in sie eingeht, so z. B. auch in Allem, was problematisch ist, in Bestimmung des Grades der Probabilität, wodurch selbst die Geschichte mathematischen Bestimmungen unterliegt. Indessen werden doch folgende Wissenschaften, oder auch Theile anderer Wissenschaften aus dem Gebiete der Naturlehre und der Technik, unter angewandter M. befaßt, bei denen Größenbestimmung und Ausmittelung von Größenverhältnissen die Hauptsache ist: a) als physische Wissenschaften: aa) die Mechanik, die selbst so wesentlich auf M. beruht, daß sie fast als ein reiner Theil derselben angesehen werden kann, und, außer diesem ihren reinen Theil, noch, nach Verschieden-

heit des Aggregatzustandes der Körper, auch die Statik und eigentliche Mechanik, die Hydrodynamik mit der Hydrostatik und die Aerometrie (Pneumatik) unter sich begreift; bb) die Akustik; cc) die Musik, ihren Tonverhältnissen nach; dd) die Astronomie, mit welcher ee) die mathematische Geographie aufs genaueste verbunden ist, und auf welche auch ff) die Chronologie und gg) die Gnemonik den nächsten Bezug haben; hh) die Optik mit ihren Unterabtheilungen Katoptrik, Dioptrik, Perspective; b) als technische Wissenschaften: aa) die Anwendung der gemeinen Arithmetik auf den mercantilischen Verkehr, auf Rechtsfälle und auf die Politik (z. B. in Bestimmung von Leibrenten, Staatsanleihen rc.); bb) eben so die Anwendung der gemeinen Geometrie auf Feldmessen, auf Nivelliren, auf Forstbenutzung, auf Markscheidekunst rc.; cc) das Maschinenwesen; dd) die bürgerliche Baukunst; ee) die Wasserbaukunst; ff) die Kriegswissenschaften, insbesondere α) die Artillerie, β) Befestigungskunst, γ) Führung des Angriffs und der Vertheidigung einer Festung, δ) die Taktik; gg) die Wissenschaften des Seewesens, namentlich α) der Schiffsbau, β) die Regierung des Schiffs, γ) die Steuermannskunst. — Für das Studium und den Vortrag der Mathematik ist die mathematische Lehrmethode als Grundbedingung aufgestellt. Ihre wesentlichen Erfordernisse sind: Bestimmtheit, Strenge und genaue Stufenfolge, so daß alles Nachfolgende völlig aus Vorherigem erwiesen wird. Sie geht (synthetisch) von ganz einfachen, keines Beweises bedürfenden Grundsätzen aus u. leitet daraus Lehrsätze ab, die, wie sie aufgestellt werden, nicht sogleich einleuchten und also bewiesen werden müssen. Diese mathematischen Beweise sind die Hauptsache, und daher beruht die mathematische Methode durchaus auf Demonstration. Aufgaben, Lehrsätze, Zusätze, Anmerkungen sind Nebendinge, gehören aber theils zu mehrerer Anwendung, theils zur Verständigung des Vorgetragenen. Indessen ist

nicht zu verkennen, daß die streng demonstrative Methode, wie sie besonders Chr. Wolf zuerst einführte, der Wissenschaft eine lästige Steifheit gibt und den Blick zu sehr auf das Einzelne fixirt. Das Wesen der mathematischen Erkenntniß bleibt aber immer die rein intuitive Erfassung des Zusammenhangs der mathematischen Wahrheiten, und diese wird oft von einem, für mathematische Naturkenntniß offenen Sinn unmittelbar auf heuristischem Wege (analytisch) gewonnen, wo dann die Anwendung der demonstrativen Methode nur die Probe ist, an der die intuitiv erfaßte Wahrheit sich bewähren muß. 2) (Gesch.) Es ist zu bedauern, daß wir bis jetzt noch kein genügendes, vollständiges Geschichtswerk der Mathematik besitzen; selbst Kästner entspricht den Forderungen keineswegs u. Montucla läßt noch Manches wünschen. Die wissenschaftliche Begründung der Mathematik dürfte bei den Indiern und Aegyptiern nachzusuchen sein; die erste Ausbildung finden wir bei den Griechen. Thales, vorzüglich Pythagoras, Plato, Eudoxus dachten viel über die Mathematik und bereicherten ihr Gebiet. Doch scheint es, als sei die Geometrie damals sorgfältiger angebaut worden als die Arithmetik, was aber daher rührt, daß unter dieser die Alten sich etwas Anderes dachten als wir, die auch nicht recht auffinden können, was es eigentlich gewesen und daß wir Arithmetik irrig oft mit Zahlenrechnung verwechseln, welche letztere (Logistik) wirklich bei den Alten sehr unbehülflich und beschränkt sein mochte. Euklides's berühmte Elemente (d. s. Lehren von den Eigenschaften der Größen), Archimedes's scharfsinnige Entdeckungen, Apollonius's von Perga tief eindringende Untersuchungen brachten die Geometrie der Alten auf ihren Höhenpunkt. Seitdem bekam sie mehr Beziehung zur Sternkunde und mehr Verbindung mit der Rechenkunst. Unter den griechischen Mathematikern werden noch besonders Eratosthenes, Konon, Nikomedes, Hipparch, Nikomachus,

Ptolemäus, Diophantus, Theon, Proklus, Eutocius, Papus und A. genannt. Es ist auffallend, daß die Römer wenig Sinn für die Mathematik hegten; die Araber hingegen, die, wie alle ihre wissenschaftlichen Kenntnisse, auch die Mathematik von den Griechen entlehnten, beschäftigten sich viel damit; Algebra und Trigonometrie verdanken ihnen insbesondere zweckmäßige Verbesserungen. Durch die Araber gelangte die Mathematik nach Spanien, wo sich unter Alfons von Castilien ein reger Sinn dafür zeigte; dann fand sie zunächst in Italien gedeihlichen Boden und auch in den Klöstern vertiefte sich wohl hier und da ein Mönch in das Studium mathemat. Wissenschaften, ohne sie jedoch weiter zu bringen, was späteren Zeiten vorbehalten war. Inzwischen erwarben sich um die Pflege derselben große Verdienste, ein Johann von Gmünden, Peurbach, Regiomontan, Pacciolo, Tartaglia, Cardanus, Maurolycus, ein Vieta, Ludolf vom Ceulen, Pet. Nunez, Justus Byrge u. viele A. Bisher waren aber alle mathematische Operationen von größerem Umfange auf äußerst mühsame und langwierige Wege gewiesen; da gaben im 17. Jahrh. Neper und Byrg durch die Erfindung der Logarithmen dem ganzen Rechnungswesen eine Erleichterung, mithin dem Mathematiker ein Mittel in die Hände, rascher und sicher auch die schwierigsten Aufgaben zu lösen, und Newton und Leibnitz brachen durch ihre Infinitesimalrechnung Bahnen in Gebiete, in welche früher kein Mathematiker einzudringen wagen durfte. Von dieser Zeit an gewann die Wissenschaft und jeder einzelne Zweig derselben eine bewunderungswürdige Ausdehnung und einen Einfluß auf das Leben, wie keine andere, durch Denker wie Galilei, Torricelli, Pascal, Descartes, L. Hopital, Cassini, Huyghens, Harriot, Wallis, Barrow, Halley, Jak. und Joh. Bernoulli u. A. So vermochten Manfredi, Nicoli, Nic. und Dan. Bernoulli, Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moiven, Clairaut,

d'Alembert, Lambert, Tob. Mayer, Käſtner, Hindenburg, der Erfinder der combinatoriſchen Analyſis; Lagrange, Laplace, Legendre, Gauß und die neuern Mathematiker im 18. und in unſerm Jahrh. fortzuwirken und uns Aufſchlüſſe nicht allein über unſere Erde, ſondern über die Sternenwelt, über Erſcheinungen und Kräfte der Natur und deren zweckmäßigere Verwendung für die Bedürfniſſe des Lebens zu geben, ſo manchen ſchwankenden Begriff feſter zu ſtellen, ſo manchen Irrthum zu berichtigen. Wir dürfen in dieſer Hinſicht auf die Leiſtungen und Werke der hier ſchon genannten Männer, in den beſondern biograph. Art., und auf die einzelnen mathemat. Disciplinen beigefügte Literatur verweiſen. Die Zahl der guten mathemat. Lehrbücher wächſt noch täglich, ohne jedoch die Vorzüge der frühern allgemein bekannten, durch Neuheit der Ideen, Klarheit und beſſere Methode merklich zu übertreffen oder bei gründlichem Studium entbehrlich zu machen. Hauptſchrift: Montucla, »Histoire des math.,« 2 Bde., 2. Aufl., Paris 1798, 4. u. 3. Bd. 1802. Vorzügliche Lehrſchriften: von Wolf, »Anfangsgründe der mathematiſchen Wiſſenſchaften,« 11. Aufl., 4 Thle., Leipz. 1800; M. G. Karſten, »Lehrbegriff der geſammten M.,« 8 Thle., Roſt. 1782—91; A. G. Käſtner, »Anfangsgründe der Mathematik,« 4 Thle. in 10 Abthl., 1. Aufl., Göttingen 1758–69, zum Theil aber beſonders 1800 6. Aufl.; G. S. Klügel, »Math. Wörterbuch,« fortgeſetzt von Mollweide, 4 Bde., Leipz. 1803—23 (noch unbeendigt); J. J. Fries, »Die mathematiſche Naturphiloſophie,« Heidelb. 1822.

Mathematiſche Geographie iſt die Wiſſenſchaft, welche die Mathematik und Aſtronomie auf die Erde anwendet und ihre Oberfläche ausmißt. Aus den auf uns gekommenen Schriften erſieht man, daß die Alten ſchon bedeutende Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft gemacht hatten. Die mathematiſche Geographie beruht auf

zwei Principien: auf der Kugelform der Erde und auf der Uebereinstimmung und dem Zusammenfallen eines jeden Punktes am Himmel mit einem ähnlichen auf der Erde.

Mathematische Zeichen, angenommene Bezeichnungen gewisser Größenverhältnisse, deren man sich in mathematischen Rechnungen der Kürze halber bedient. Außer Buchstaben selbst sind die hauptsächlichsten: + das einfache Vermehrungszeichen, auch Zeichen einer positiven Größe; — das einfache Verminderungszeichen, auch Zeichen einer negativen Größe; × das Multiplicationszeichen; = das Zeichen der Gleichheit; : das Zeichen des Verhältnisses; > das Zeichen des Größerseins; < das Zeichen des Kleinerseins, auch eines Winkels; ∼ das Zeichen der Aehnlichkeit; ≅ oder ≌ oder ≡ das Zeichen der Congruenz; √ das Zeichen der Wurzel; △ Dreieck; □ Viereck; R oder r Halbmesser; π oder φ Peripherie; Δ in der Differentialrechnung die Differenz einer veränderlichen Größe; d in eben derselben das Differentialzeichen; S das Integral eines Differentials; 0 in einer Zahlenreihe das Nullzeichen, neben einer Zahl und in die Höhe gestellt, das Gradzeichen einer Kreiseintheilung, Andeutung einer Stunde in Zeiteintheilung und einer Ruthe in einer Längenabtheilung; das Kommazeichen (,) in einer Zahlenreihe, Andeutung, daß die folgenden Zahlen ein Decimalbruch sind, neben einer andern Zahl und in die Höhe gestellt, in einer Kreisabtheilung (auch Zeittheilung) Bezeichnung von Minuten, in einer Größenangabe nach Längenmaß Bezeichnung von Fuß; 2 Komma's in den letzten Fällen, Andeutung von Secunden, oder von Zollen, 3 Komma's desgl. Andeutung von Tertien oder Linien.

Mathews (Charles), geb. den 28. Juni 1776 zu London, wo sein Vater Buchhändler war; zeigte schon früh große Neigung zum Theater und vorzüglich zur Darstellung komischer Alten, weshalb

er sich schon in seines Vaters Hause eine wirklich bedeutende Sammlung von Perücken anlegte. Seinen ersten Versuch machte er mit gutem Erfolge 1793 auf der Bühne zu Richmond, von da ging er nach Canterbury, Dublin, spielte dann 3 Jahre zu Swansea in Wales, 1793 mit vielem Glücke in York, 1803 mit ausgezeichnetem Beifall auf dem Haymarket- und 1804—1809 auf dem Drurylanetheater in London; auch betrat er das Lyceumtheater und Coventgarden. Gleicher Beifall wurde ihm in den bedeutendsten Provinzstädten. Seit 1818 gibt er wöchentlich 3—4 Mal theatralische Vorstellungen, die den ganzen Abend füllen und die verhältnißmäßig mehr als alle übrige Theater besucht werden, wo er ganz allein verschiedene komische Rollen spielt und drollige Lieder mit Begleitung des Pianoforte singt. 1822 besuchte er Amerika und erwarb sich auch hier viel Geld und Beifall.

Mathilde, Markgräfin von Toscana, Tochter Bonifaz III., geb. 1046, vermählte sich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn Herzog Gottfried des Bärtigen von Lothringen. Aber sie lebten beide fast immer getrennt, denn Mathilde konnte nicht das warme Klima Italiens verlassen. Nach dem Tode ihres Gemahls, 1076, unterstützte sie mit großem Eifer den Vortheil der Päpste Gregor VII. und Urban II. gegen Kaiser Heinrich IV., ihren Verwandten, und schenkte sogar nach ihrem Tode, den 25. Juni 1115, ihre Güter dem päpstlichen Stuhle, woraus sich in der Folge die größten Fehden zwischen den Kaisern und Päpsten erhoben und nur dadurch ein Ende erreichten, daß ein Theil dieser Güter an die Päpste abgetreten wurde. Ihren Zeitgenossen fiel indeß dies genaue Verhältniß mit Gregor VII. sehr auf, obwohl es erwiesen ist, daß bei ihrer Denkungsart und dem Glauben, daß der Papst eine heilige Person sei, diese Vertraulichkeiten in den Grenzen des Anstandes blieben.

Mathuriner, s. Trinitarier.

Matrikel (lat. matricula), jedes förmlich-schriftliche Verzeichniß gewisser zu einem Stande gehöriger Personen; z. B. bei der Universität das Verzeichniß der Studenten, welche als Universitätsbürger eingezeichnet (immatriculirt) worden; bei den Soldaten die Musterrolle; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, der Getauften, Getrauten ꝛc. Die Reichsmatrikel war ehedem das Verzeichniß aller Stände des deutschen Reichs nach ihrer Ordnung und ihrem Vermögen ꝛc. (s. Reichsarmee); so auch der Matricular-Anschlag, ein Verzeichniß von dem, was ein Reichsstand zu den allgemeinen Bedürfnissen beizutragen hatte.

Matrize (matrix), eigentl. bei Schraubenwerken die Mutter, oder das Stück, worin die Spindel auf- und abgeht; bei Schriftgießern die kupferne Form, worin die Buchstaben abgegossen werden; beim Münzwesen der Prägestock; dann auch in manchen Gegenden das bei den Gerichten befindliche Gewicht, Maß oder Elle, welches für die anderen zur Regel dient, wornach sie gemacht werden müssen.

Mathäi (Friedrich), geb. 1775 in Dresden, Historien- und Portraitmaler; bildete sich unter Anleitung seines Vaters, des Bildhauers und Inspectors der Mengsschen Gypsabgüsse und unter Casanova auf der Kunstakademie in Dresden, setzte darauf seine Studien in Wien unter Füger fort, worauf er nach Florenz und Rom ging und 1808 nach Dresden zurückkehrte. In Florenz erwarb er sich durch ein höchst gelungenes Gemälde den ersten Preis bei der Preisvertheilung und wurde Professor honorarius der dortigen Akademie. Treffliche Zeichnung, gut geordnete Composition, großartige Draperie, vor allem aber das Colorit zeugen von seiner Meisterschaft in der Kunst. In seinen Portraits findet man die Natur treu wieder gegeben. 1809 wurde dieser Künstler Professor an der Malerakademie

zu Dresden und bekleidet gegenwärtig auch noch die Stelle eines ersten Inspectors der königl. Gemälde-Gallerie.

Matthäus, der Evangelist und Apostel, war vor seiner Berufung zu diesem Amte ein Untereinnehmer bei dem römischen Zoll am See Tiberias, und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten, welche die Legende von seinen Lebensumständen und Reisen giebt, sind unverbürgt.

Mattheson (Johann), königl. großbritannischer Legationsrath, holsteinischer Kapellmeister, Canonicus und Cantor am Dome zu Hamburg, geb. zu Hamburg 1681, einer der unermüdetsten musikalischen Schriftsteller, der aber auch zugleich durch andere gründliche Kenntnisse sich auszeichnete. Im 9ten Jahre schon ließ er sich auf der Orgel hören und im 17ten verfertigte er seine erste Oper: »Pleyades,« worin er selbst (als erster Sänger beim Theater 1697 angestellt) die Hauptrolle sang. Vom Theater 1705 abgegangen, ward er 1706 Secretair beim engl. Gesandten zu Hamburg, dabei Hofmeister bei dessen Sohne; hierüber verwaltete er noch mehrere Organistenstellen und war zugleich Musikdirecter am Dom. Eine im 24sten Jahre ihm zugestoßene Verstopfung des Gehörs, die nach und nach in völlige Taubheit überging, nöthigte ihn, 1728 seinen Abschied als Musikdirector zu nehmen, und so sich allen Gesellschaften entziehend, konnte er das leisten, was er wirklich that. Der Entschluß, so viel Werke drucken zu lassen, als er Lebensjahre zählen würde, wurde noch übermäßig erfüllt; denn er hatte bei seinem Tode (1764) statt 83, vielmehr 88 Schriften der Presse übergeben, die Opern, die 24 Oratorien u. a. Cantaten ungerechnet. Seine Werke, unter denen sich »Die große Generalbaßschule« und »Der vollkommene Kapellmeister« vorzüglich auszeichnen, haben unstreitig über mehrere Zweige der Musik viel Licht verbreitet, obgleich sein Styl rauh und derb war, und er

dadurch manche heftige Gegner sich zuzog. — Zu der in der St. Michaeliskirche zu Hamburg zu errichtenden Orgel, welche Hildebrand nach seinem Plane baute und 1768 vollendet wurde, gab er 44,000 Mark.

Matthiä, 1) (Friedrich Christian), geb. den 30. Dec. 1763 zu Göttingen; war 1787—89 Lehrer der lat. und griech. Sprache am fürstl. Erziehungsinstitute zu Neuwied, kam 1789 als Director und Professor an das Gymnasium zu Grünstadt, 1798 als Professor der alten Sprachen an die Centralschule zu Mainz, trat 1800 daselbst in den Municipalrath, 1801 in das **Conseil général du dép. Mont-Tonnerre** und übernahm seit 1802 zum zweiten Mal das Directorat zu Grünstadt, was er aber 1804 mit einer Professur am Gymnasium zu Frankfurt a. M. vertauschte, wo er 1806 Rector wurde und von der philosophischen Facultät zu Göttingen das Doctordiplom erhielt. 1812 wurde er Oberschul- und Studienrath und st. 1822. Als Schriftsteller hatte er Antheil an: »**Aristoteles de mirabil. auscult. ed. Beckmann et Heyne,**« Göttingen 1786, 4. Vorzüglichste Schriften, die er herausgab, sind: Seneca's Briefe, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1808; **Arati phaenomena, Dionysios orbis terrarum descriptio, Rufi Festi Avieni metaphr.**, Frankfurt a. M. 1817; ferner: »Gregorius aus Cypern, Selbstbiographie, ein Beitrag zur Literatur- und Schulgeschichte des 13. Jahrh., nebst einem der ungedruckten Briefe Gregors, griechisch, aus einer Handschrift herausgegeben,« Frankf. a. M. 1817, 4., u. m. a. 2) (August Heinrich), jüngerer Bruder des Vorigen, Director des Gymnasiums zu Altenburg, geb. zu Göttingen den 25. Dec. 1769. 1801 bekam er auch von der philosophischen Facultät zu Göttingen das Diplom eines Dr. der Philosophie. Unter seinen Schriften sind die wichtigsten s. »**Dissert. de judiciis Atheniensium**« in den »**Miscell. philol.**«,

s. »Griech. Grammatik« und seine noch nicht vollendete Ausg. des Euripides. Seine »Griech. Grammatik« ist in das Engl. und Ital. übersetzt worden. Von s. »Lehrb. für den ersten Unterricht in der Philosophie« (Leipz. 1823) erschien 1827 die 2. Aufl.

Matthias Corvinus, König von Ungarn und Herzog von Schlesien, geb. 1448, Sohn des tapfern Johann Hunyades. Nach dessen Tode war er mit seinem ältern Bruder, Wladislaw, in die Hände des Königs Wladislaw von Böhmen und Ungarn gekommen, der, nachdem er jenen wegen des Verdachts einer Verrätherei hatte hinrichten lassen, auch dem M. nach dem Leben trachtete. Zum Glück starb aber Wladislaw 1457 plötzlich und Georg Podiebrad, Statthalter in Böhmen, faßte sogleich den Plan, den jungen, kenntnißreichen und vielversprechenden M. mit seiner Tochter Kunigunde zu vermählen, so seine Partei zu verstärken und selbst die böhmische Krone zu erlangen. Er leitete daher ein, daß Michael Ziloggi von Horogzeg, des M. Mutterbruder, mit einem Heere von 40,000 Mann bei dem Wahltag in Pesth erschien, und M. trotz dem, daß der Palatin und die Magnaten dem 15jährigen Prinzen abgeneigt waren, durch Drohung des Galgens und Schaffots im Januar 1458 zum König erwählen ließ. Georg Podiebrad ließ nun den gefangenen Prinzen, auf Ansuchen einer ungarischen Gesandtschaft, gegen 60,000 Goldgülden los, und M. bestieg den Thron, während Georg Podiebrad in Prag sich zum König von Böhmen wählen ließ. Der Anfang von M.'s Regierung war nicht ruhig; nicht nur empörte sich der Palatin und bot dem Kaiser, sondern auch Johann Giska, und bot dem König von Polen die Krone an. M. besiegte aber die Aufrührer, Kaiser Friedrich III. gab jedoch seine Ansprüche auf dies Reich, die er dadurch unterstützte, daß er die Krone pfandweise in den Händen hatte, nicht auf, sondern bekriegte von 1459 an die Ungarn mit abwechselndem

Glück. Der König konnte ihm nicht ernstlich entgegen treten, da er mit den Türken beschäftigt war, diesen die Wallachei und einen Theil von Bosnien abnahm und mit ihnen die ernstlichsten Kämpfe stritt. Erst als der Kaiser erfuhr, daß Muhammed auch gegen ihn einen Zug beabsichtige, um das abendländische Reich gleich dem morgenländischen zu vernichten, schloß er am 29. Jul. 1463 Frieden mit M. und gab die ungarische Krone, nebst Oedenburg, gegen 60,000 Goldgülden heraus, wogegen er sich den Titel eines Königs von Ungarn, Dalmatien und Kroatien vorbehielt und, im Fall M. ohne Erben sterben sollte, die Succession von den ungarischen Ständen zugesichert bekam. M. ließ sich nun 1464 krönen und setzte den Krieg, mit Venedigs Hülfe, gegen die Türken nachdrücklich fort, so daß Muhammed Gesandte mit Friedensvorschlägen nach Ungarn schickte, die jedoch M. an der Grenze zurückweisen ließ. Unterdessen hatte der Papst den König Georg Podiebrad als Ketzer geächtet und M. den Krieg gegen denselben übertragen. M. war auch undankbar genug, denselben 1465 gegen seinen Schwiegervater und Wohlthäter zu übernehmen, allein die Stillung von Unruhen in Siebenbürgen und der Moldau hielt ihn vor der Hand hiervon ab. Erst als Georg Podiebrad in Oestreich einfiel und der Papst die Vollziehung des Bannes dem König von Polen auftragen wollte, überschwemmte er 1468 Böhmen und traf am Flusse Zeya mit dem Heere seines Schwiegervaters zusammen. Zwar versprach er hier in einer Unterredung mit Georg Frieden, hielt diese Zusage aber eben so wenig, als eine zweite, die er ihm, gänzlich eingeschlossen, gegeben, fiel vielmehr jedes Jahr von Neuem in Böhmen ein, eroberte Mähren, ließ sich 1469 dort mit einer von einem Marienbilde genommenen Krone zum König von Böhmen krönen, nahm seinen Schwager, Victorin, Herzog von Münsterberg, gefangen und setzte den Krieg so lange fort, daß Georg Podiebrad

sehr in die Enge getrieben wurde. Schon unterhandelte letzterer wegen des Friedens mit dem Papste und mit M., als Georg 1471 st. Zwar setzte M. den Krieg gegen Böhmen auch nach des Königs Tode noch fort und wollte sich zum König erwählen lassen, allein dies mißlang durch des apostolischen Legaten Bemühung, und Wladislaw von Polen ward zum König von Böhmen gewählt. Während des böhmischen Kriegs hatte der Kampf mit den Türken immer fortgewährt, und sie hatten Kroatien, Dalmatien u. s. w. mehrmals verheert, waren aber immer von M. in ihre Schranken zurückgewiesen worden. 1472 erhoben mehrere ungarische Edle die Fahne des Aufruhrs und erwählten Kasimir, König von Polen, zum König. M. stillte indessen diese Unruhen durch kluge Nachgiebigkeit und schloß 1474 auch mit Polen Frieden. Derselbe bestand aber nicht lange, denn als der Woiwode der Moldau und Wallachei sich M. freiwillig unterwarf, brach der Krieg von Neuem aus. Dieser Krieg spielte hauptsächlich in Schlesien, aber endlich kam es 1475 zu einem 3jährigen Stillstand. Dazu nöthigte M. hauptsächlich ein ernstlicher Angriff der Türken auf die Walachei. Allein er schlug dieselben zweimal. 1476 vermählte sich M. mit der Prinzessin Beatrix von Neapel, und diese Prinzessin war es, die am 1. Dec. 1477 einen Frieden mit dem Kaiser vermittelte, der einen kurzen, aber für die Deutschen sehr unglücklichen halbjährigen Krieg, worin die Ungarn ganz Oestreich, ausgenommen Wien und Linz, erobert hatten, endigte. Am 6. Dec. 1478 kam endlich auch zu Olmütz der Frieden mit Polen und Böhmen zu Stande und M. erkannte durch denselben Wladislaw als König von Böhmen an. M. wendete sich nun gegen die Türken und schlug sie in Slavonien gänzlich. Bald darauf verwickelte die Unterstützung, die M. dem mit dem Kaiser in Streit begriffenen Erzstift Salzburg angedeihen ließ, ihn wieder in Krieg mit dem Kaiser, doch vermittelte der Papst

1481 einen Stillstand mit demselben, den Frieden aber vermochte derselbe nicht zu Stande zu bringen, vielmehr brachen die Feindseligkeiten wieder aus, und die Ungarn eroberten fast sämmtliche feste Plätze an der steyerschen und östreichischen Grenze. So gegen Streifzüge von Seiten Oestreichs gesichert unternahm M. einen Zug gegen Servien, da der Tod des Sultans Muhammed ihn von einem gefährlichen Gegner befreit hatte und sein Nachfolger Bajazet sehr mit innern Unruhen beschäftigt war. Derselbe bat um einen fünfjährigen Stillstand und erhielt ihn auch wirklich. M. wendete sich nun mit voller Macht gegen den Kaiser, eroberte mehrere der wichtigsten Plätze, ja selbst 1485 seine Hauptstadt Wien. Der Kaiser floh nach Linz und setzte von hier aus den Krieg noch einige Jahre fort. M. war immer zum Frieden geneigt, verlangte aber stets eine für damalige Zeit hohe Summe, welche ihm in dem ersten Frieden zugesagt worden war. Der Geiz des Kaisers hinderte denselben lange, diesen Vorschlag anzunehmen, endlich nöthigte ihn aber die Noth hierzu, und er war im Begriff, mit M. zu unterhandeln, und hatte eine Zusammenkunft in Linz vorgeschlagen, als derselbe 1490 zu Wien am Schlage st. Er hinterließ das Reich in einem guten Zustand, den Stillstand mit den Türken hatte er um 3 Jahre verlängert und gegen Oestreich sicherten das Reich die gemachten Eroberungen. Dennoch wählte man seinen Sohn, Johann Corvinus, nicht zum Nachfolger, sondern Wladislaw VII., König von Polen. M. war ein Held und zugleich ein großer König. Er gab viele weise Gesetze, unter denen das sogenannte große Decret, das er 1486 auf dem Reichstag zu Ofen gab, das wichtigste ist.

Matthias, Johann von Harlem, s. Taufgesinnte.

Matthisson (Friedrich von) wurde den 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geb. M. ist als lyrischer Dichter ein

Liebling des Publikums geworden. Sanfte und zarte Gefühle der Liebe und Freundschaft weiß er mit eindringender Innigkeit auszudrücken und in der Schilderung der Natur und ihrer successiven Erscheinungen ist er ein Meister. Dabei zeichnet sich sein Vers durch Wohlklang und rhythmischen Fluß vortheilhaft aus. Auch als Prosaiker ist M. aufgetreten in s. »Erinnerungen« (Zürich 1810—15, 5 Bde.).

Maubeuge (der Maler), s. Mabuse.

Mauerbrecher (Sturmbock), eine Kriegsmaschine der Alten, um die Mauern der belagerten Orte einzustoßen. Ein Sturmbock bestand in einem großen, schweren Balken, an dessen Ende ein metallener Widderkopf angebracht war. Dieser Balken hing an Stricken und Ketten in einem Gerüste, so daß er, wenn er von Menschen nach hinten gezogen wurde, mittelst eigener Schwere von selbst sich vor und gegen die Mauer schwang, und diese durch wiederholte Stöße endlich einwarf.

Maulbeerbaum (morus), 1) schwarzer M., ansehnlicher, aus Asien stammender, in verschiedenen Gegenden Deutschlands cultivirter Baum, mit herzförmigen, oder fünflappigen, eingeschnittenen, oben rauhen, unten haarigen Blättern, und schwarzrothen, sehr saftigen, wohlschmeckenden, an Gestalt den Himbeeren ähnlichen Früchten (Maulbeeren), welche roh und eingemacht genossen, auch zur Bereitung des Maulbeersaftes und zum Färben des Weins benutzt werden. Die Rinde wurde sonst gegen den Bandwurm angewendet. 2) Weißer M., in Syrien, Persien, China, auch im südlichen Europa heimischer, in andern europäischen Ländern cultivirter Baum, mit schief herzförmigen, oder drei- bis fünflappigen, klein gezahnten, hellgrünen, glänzenden, etwas rauhen, hauptsächlich zur Fütterung der Seidenraupe gebrauchten Blättern, weißen oder rothen, eßbaren, wenig geschätzten Früchten.

Maulesel, Maulthier. Wenn man Esel und Pferde sich mit einander begatten läßt, so entstehen Bastarde, die beiden ähnlich, sehr stark und dauerhaft und zuweilen (doch sehr selten) auch fruchtbar sind. Ein Eselhengst und eine Pferdestute zeugen ein Maulthier; ein Pferdehengst aber und eine Eselin den Maulesel. Dieser letztere ist seltener, aber größer und schöner, als der erstere. In Spanien legt man sich vorzüglich auf die Zucht dieser Bastarde, die auch daselbst so schön fallen, daß man das Stück zuweilen mit dreihundert Thalern bezahlt. Sie werden beschlagen und angeschirrt, und eben so, wie die schönsten Pferde zum Reiten und selbst vor königlichen Karossen gebraucht. Bei uns dienen sie häufig im Kriege statt der Packpferde. Den oriental. Chagrin bereitet man aus Maulthierhäuten.

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de), berühmter Mathematiker, geb. zu St. Malo 1697, trat 1718 in Kriegsdienste. 1723 ward er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und sein Ruf und seine Talente lenkten 1736 auf ihn die Wahl, um an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach dem Norden schickte, um die Gestalt der Erde zu bestimmen: eine Unternehmung, die mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten in einem Jahre glücklich ausgeführt wurde und welche M. in seinem Werke »De la figure de la terre, déterminée par les observat. de MM. de Maupertuis, Clairaut, Camus etc. etc.« (Paris 1738, mit Kpf.) eben so unterhaltend als belehrend beschrieben hat. 1740 ward er von Friedrich II. nach Berlin berufen, um die Präsidentenstelle und die Direction der berliner Akademie zu übernehmen. Er begleitete denselben beim Ausbruche des Krieges zwischen Preußen und Oestreich nach Schlesien, fiel in der Schlacht bei Mollwitz in östreichische Gefangenschaft und wurde nach Wien geschickt, wo ihn der nachmalige Kaiser Franz I. mit Auszeichnung behandelte. Er begab sich hierauf nach

Frankreich; seine Freunde schmeichelten sich, ihn dort zu behalten; dennoch folgte er der neuen Einladung Friedrichs II. nach Berlin und wurde von ihm mit Wohlthaten überschüttet; aber geboren mit einer unseligen Geistesunruhe, war er unglücklich im Schooße der Ehre und Freude. Auch hatte er mehrere Streitigkeiten, vornehmlich mit dem Professor König in Franecker und durch diesen mit Voltaire. Letzterer verlachte besonders sein Project, eine Stadt anzulegen, wo lateinisch gesprochen würde, die Aerzte nicht zu bezahlen, wenn die Kranken nicht gesund würden, das Daseyn Gottes durch eine algebraische Formel zu beweisen, das Gehirn von Riesen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu machen u. s. w. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn indeß zu öftern Reisen nach Frankreich, und auf einer derselben starb er zu Basel 1759 in den Armen seines Freundes Bernoulli. Maupertuis war von außerordentlichen Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit seiner Art sich zu kleiden, ein sonderbares Aeußere gab. Er war höflich, selbst einschmeichelnd, und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Aber dieser Vorzüge ungeachtet führte er seines ungeselligen Charakters wegen ein trauriges Leben. Als Schriftsteller zeigte er sich geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und paradox.

Mauren, ein sehr altes, jetzt noch in Afrika vorhandenes Volk, ehedem an der entferntesten Nordküste Afrika's wohnend. Die Römer, ihre ersten Unterjocher, nannten den Strich **Mauritanien**; dann wurden sie abwechselnd den Vandalen, den Griechen, den Arabern oder Saracenen unterworfen, bis sie im 11. Jahrh. die Araber vertrieben und das Königreich Fez und Marokko stifteten, in der Folge aber sich wieder mit diesen vereinigten und fast ein Volk unter dem Namen Mauren ausmachten. Im 13. Jahrh. durch die Siege der Christen bloß auf Granada eingeschränkt, zwang sie Ferdinand der

Katholische 1492, sich taufen zu lassen und seitdem hießen sie Moriskos oder Maranen. Da sie aber im Stillen immer noch der muhammedanischen Religion treu blieben, so vertrieb Philipp II. über 100,000 derselben und auch die noch übrige Hälfte erfuhr von Philipp III. (1609 und 10) gänzlich dasselbe Schicksal: sie gingen über's Meer in ihr Vaterland zurück. Ein treffliches Volk, bei welchem allenthalben Ackerbau und Industrie blühte, Friedfertigkeit gegen die Christen, so sehr sie auch in Spanien gedrückt wurden, herrschte, ein arbeitsames Volk wurde so aus Spanien, aber mit ihm auch zugleich Industrie und Wohlstand verbannt. Die Vertreibung der Moriskos wird als eine Hauptursache des innern Verfalls von Spanien aufgeführt.

Maurepas (Phelipeaux, Graf von), geb. 1701, wurde schon 1727 Minister des Seewesens, später auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Die Pompadour, auf welche er ein Spottgedicht machte, bewirkte seine Verweisung nach Bourges; Ludwig XVI. rief ihn 1774 wieder in das Ministerium zurück, doch besaß er nicht die nöthige Kraft, den Vorboten der Revolution entgegen zu treten. Er st. 1781 und ihm folgte Vergennes. Die unter seinem Namen erschienenen Memoiren (3. Ausg., Paris 1792, 4 Bde., 8.) entstanden aus einer Sammlung von Urkunden und Anekdoten in 52 Bänden, welche Maurepas und sein Secretair Salé während seiner Verbannung von 1749 bis 1772 zusammengetragen hatten; sie sind aber sehr nachlässig geschrieben.

Maurokordatos (Alexander, Fürst), geb. um 1780; erwarb sich vielseitige Bildung, vorzüglich Sprachkenntnisse, folgte noch sehr jung seinem Oheim, dem Fürsten Karadscha, nach der Wallachei und begleitete dann diesen nach der Schweiz und Italien. Zu Pisa erreichte ihn der Aufruf Alexanders Kantakuzeno, worauf sich 1821

M. mit seinem wenigen Vermögen und einigen 1000 Thlrn. gesammelten Beiträgen, in Begleitung mehrerer franz. Offiziere, nach Griechenland einschiffte und im Peloponnes freudig empfangen wurde. Demetrius Ypsilanti sandte ihn nach Aetolien, wo M. eine Versammlung nach Vrachori berief, um eine provisorische Regierung West-Griechenlands anzuordnen, wobei es ihm auch einigermaßen gelang, die Einigkeit herzustellen. Er gewann einen Theil der Albaneser und die Sulioten und war rastlos für die Herstellung einer regelmäßigen, zweckdienlichen Form bemüht. Auf dem Congreß zu Argos überzeugte er die versammelten Primaten und Kapitanis von der Nothwendigkeit einer Centralregierung, und als Demetrius Ypsilanti in Folge von Mißhelligkeiten die Versammlung verließ, übertrug man M. die Entwerfung des Unabhängigkeitsbeschlusses und der einstweiligen Regierungsform. Zu Epidauros, wohin sich der Congreß 1822 wandte, ward er zum Proëdros ernannt, eröffnete eine Anleihe von 5 Mill. Piaster und erließ das Blokadedecret der türkischen Häfen. Dann zog er als Stratarch nach West-Griechenland und rettete, trotz aller ungünstigen Verhältnisse, den Peloponnes durch die gute Vertheidigung Missolunghi's vom November 1822 bis Januar 1823. Von der Partei Kolokotroni's angefeindet, kehrte er zurück, nahm nur auf kurze Zeit die Stelle eines Proëdros des vollziehenden Raths an und zog sich nach Hydra zurück. Hier bewog er die Navarchen, Missolunghi durch eine Flotte zu entsetzen, wohin er, von Neuem mit dem Oberbefehl über West-Griechenland bekleidet, auch selbst eilte, und wo er sich eng an Byron anschloß. Durch die von ihm getroffenen Maßregeln vereitelte er 1824 die Plane des Omer Vrione, der zum dritten Male Aetolien und Akarnanien zu erobern hoffte. Dann beförderte er die neuen, zum Theil von Lord Byron gegründeten Einrichtungen in Missolunghi und errichtete zum Schutze Aetoliens an der südlichen

Grenze Akarnaniens ein befestigtes Lager. Zugleich unterhandelte er mit mehreren albanesischen Häuptlingen über einen Neutralitätsvertrag. Daher lehnte er es ab, als ihn der Congreß 1824 an die Spitze der Regierung stellen wollte. Jener Vertrag kam nicht zu Stande, weil Kolokotronis gegen die Regierung in Napoli die Waffen erhob. Die Freiheit Griechenlands ward aufs neue bedroht; nun sicherte M. wenigstens Westhellas und begab sich erst nach Abschluß des Anleihegeschäfts mit England nach Napoli di Romania, wo er am 26. Jan. (7. Febr.) 1825 seine Stelle als Staatssecretair wieder einnahm. Jetzt schien Alles glücklich zu gehen. Als aber Ibrahim Pascha in Morea gelandet war und Navarin belagerte, wo M. persönlich den Muth der Vertheidiger belebte, empörte sich das Landheer der Moreoten, welches Navarin entsetzen sollte. Es verlangte die Freilassung des verhafteten Kolokotronis. Dies mußte geschehen. Darauf capitulirte Navarino den 18. Mai 1825, und M. hatte Mühe, sich zu retten. Kolokotroni erhielt den Heerbefehl. Seitdem hat sich M. immer mehr aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen und nur bisweilen eine untergeordnete Stelle bekleidet.

Maurus (Rabanus), ein deutscher Gelehrter zu den Zeiten Karls des Großen, geb. 776 zu Mainz, erhielt im Benedictinerkloster zu Fulda den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, trat sodann in den Orden und wurde 801 Diakonus. Sein Abt schickte ihn 802 zum Alkuin nach Tours, der ihn in die höhern Wissenschaften einweihte. 804 wurde er Vorsteher der Schule zu Fulda, wo er die gelehrtesten Männer bildete. Dann erhielt er die Priesterwürde und unternahm dann wahrscheinlich eine Wallfahrt nach Palästina; ward 822 Abt zu Fulda, welches Kloster unter seiner Leitung zur höchsten Stufe des Ansehens stieg. Doch 842 dankte er ab und begab sich auf den Petersberg bei Fulda in die Einsamkeit, aus welcher

er 847 auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz berufen wurde. In dieser neuen Würde zeigte er wieder seine alte Thätigkeit und hielt mehrere Synoden. Er starb 856. Rabanus war ein Gelehrter von den mannichfachsten Kenntnissen, hochverdient um die Ausbreitung der deutschen Sprache. Seine zahlreichen Schriften betreffen theils die Auslegung der heil. Schrift, theils die Kirchenzucht, theils philos., mathem. und philolog. Gegenstände. Die meisten derselben, nebst seinen geistlichen Gedichten, gab Couvenier (Köln 1627, 6 Bde., Fol.) heraus. Sein lateinisch-deutsches Glossarium über das alte und neue Testament, eins der ältesten Denkmäler unserer Muttersprache, ist noch jetzt für den Literator und Sprachforscher von bedeutender Wichtigkeit.

Maury (Jean Siffrein), geb. 1746 zu Vourcas, einer Stadt in der Provence; widmete sich dem geistlichen Stande und erwarb sich hier durch seine Rednergabe einen solchen Ruf, daß er bald königl. Cabinetsprediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada und Mitglied der Akademie wurde. Bei der Versammlung der Reichsstände 1789 sprach er für den Thron und gegen die Vereinigung der 3 Stände u. s. w. und ward deshalb mehrmals mit dem Tode bedroht. 1792 verließ er Frankreich und ging nach Rom, wo er den bischöflichen Titel erhielt, als apostolischer Nuntius nach Frankfurt zur Krönung Franz II. geschickt und 1798 zum Cardinal ernannt wurde. Als Napoleon Kaiser ward, trat er auf dessen Partei, huldigte ihm und wohnte 1804 mit Pius VII. der Krönung des neuen Kaisers in Paris bei. 1808 ward er zum Erzbischof von Paris erhoben. Von nun an war er einer der ergebensten Diener seines Herrn. Alle seine Hirtenbriefe, alle seine Reden predigten den unbedingtesten Gehorsam gegen Napoleons Decrete, und seine Anreden an ihn erschöpften Alles, was die niedrigste Schmeichelei zu leisten vermochte. Daher erhielt

er 1814 keinen Zutritt bei Ludwig XVIII.; er mußte sogar den erzbischöflichen Palast in Paris räumen, und das Capitel wollte ihn nicht als Erzbischof anerkennen, da er kein päpstl. Breve hatte. Um es zu erhalten, reiste er nach Rom, ward aber, weil er das Erzbisthum ohne Genehmigung des heil. Stuhls angenommen, auf die Engelsburg in Verhaft gesetzt. Er unterwarf sich verschiedenen ihm auferlegten Bußübungen und ward wieder als Cardinal anerkannt. Doch erhielt er weder das Erzbisthum Paris, noch sein voriges Ansehen wieder und starb zu Rom den 11. Mai 1817.

Mauschel (hebr.), eigentl. Herrscher, ein Spitzname der Juden, in Hinsicht auf den lächerlichen Stolz, als seien sie Gebieter der Erde.

Mäusethurm, ein fester, nun durch das Alter großen Theils verfallener Thurm, auf einem Felsen im Rhein, unterhalb Bingen, an dessen Namen sich die bekannte Volkssage knüpft, daß hier der Erzbischof Hatto von Mainz für seine Grausamkeit gegen seine um Brot schreienden armen Leute, die er in einer Scheune verbrennen ließ, gebüßt habe, indem er 790 von den Mäusen gefressen worden. Uebrigens war der Mäusethurm ursprünglich, wie es scheint, eine Warte, wie sich in jener Gegend mehrere finden, die die besondere Bestimmung hatte, die Rheinschifffahrt zu beherrschen, und die Zölle von den Vorüberfahrenden einzuziehen, ein Mauththurm. Noch im 30jährigen Kriege bediente man sich seiner als eines festen Punktes.

Mausoleum, s. Artemisia.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jakob), geb. zu Leipzig den 8. März 1743; trat 1759 in hannöv. Kriegsdienste, die er aber 1765 wieder verließ; 1766 ward er Collaborator am Pädagogium in Ilefeld, 1771 Lehrer der Kriegswissenschaften am Carolinum in Kassel, bald darauf Haupt-

mann bei den hessischen Cadetten; 1785 Jäger-Major und Lehrer der Taktik am Carolinum zu Braunschweig u. starb daselbst den 11. Jan. 1794. Er hat viel und in verschiedenen Fächern geschrieben und übersetzt. Wir nennen bloß seine »Briefe über den Werth deutscher Dichter«; seine »Physiokratischen Briefe«; die »Einleitung in die militair. Wissenschaften«; »Ueber den dreißigjährigen Krieg«; »Ueber den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen«.

Maren, ein Dorf im meißnischen Kreise des Königr. Sachsen, mit 800 Einw., Stein-, Kalk- und Marmorbrüchen, welche zum Bau der katholischen Kirche in Dresden viel Marmor lieferten. Hier wurde am 21. Nov. 1759 der preuß. General Fink (s. d. A.) sammt seinem 11,000 Mann starken Corps von den Oestreichern unter Daun gefangen genommen. Zwei Linden bezeichnen den Schauplatz des blutigen Kampfes.

Maximilian I., deutscher Kaiser, Sohn und Nachfolger Friedrichs III., geb. den 22. März 1459, vermählt 1477 mit Maria von Burgund, der Erbin Herzogs Karl des Kühnen, mit welcher er den Erzherzog Philipp, den Vater Karls V. und Ferdinands I., zeugte. M. wurde im Febr. 1486 zum röm. König gewählt. Er bereitete nun nach Ludwigs Tode einen Krieg gegen Frankreich vor und verband sich deshalb mit dem Herzoge von Bretagne und mehreren aufrührerischen und unzufriedenen Großen. Die Lasten, die er den Niederländern wegen dieser Rüstungen auflegen mußte, erzeugten aber, verbunden mit den Unordnungen der deutschen Völker und den Einflüsterungen Frankreichs, einen Aufruhr, und in demselben wurde er sogar von den Bürgern von Brügge, wohin er sich vertrauensvoll im Februar 1488 begeben hatte, gefangen genommen, seine Räthe auf die Folter gespannt und hingerichtet und M. selbst schwebte in Todesgefahr, bis er endlich nach 4monatlicher Haft der Regierung in

Flandern eidlich entsagte und zugleich alle feste Plätze herauszugeben und die deutschen Truppen aus Flandern zurückzuziehen versprach. Er verließ nun die Stadt und weigerte sich auch, obgleich Kaiser und Reich die eingegangenen Verpflichtungen für nichtig erklärten, gegen die Niederländer in Person zu kriegen. Sein Vater setzte hingegen den Krieg fort, belagerte Gent, mußte aber unverrichteter Dinge abziehen. 1489 kam endlich zu Frankfurt ein Friede mit Karl VIII. und den empörten Städten zu Stande. Der kinderlose Fürst, Sigismund von Tyrol, nahm um diese Zeit M. an Sohnes Statt an, und M. erbte später (1496) sein Land. Nach des Königs Matthias Corvinus von Ungarn Tode (1490) machte M., auf einen Familienpact mit Matthias bauend, auf den ungarischen Thron Anspruch, die Ungarn wählten aber Wladislaw von Böhmen zum König. M., hierüber erbittert, trieb die Ungarn aus Oestreich, das sie zum Theil besetzt hielten, fiel in Ungarn ein und eroberte Stuhlweißenburg; ein Aufruhr seiner Truppen zwang ihn aber zum Rückzuge, u. er mußte am 7. Nov. 1498 den Frieden zu Preßburg schließen, wo die alten Familienverträge erneuert, M. der Titel als König von Ungarn zugestanden und ihm 200,000 Ducaten versprochen wurden. Während dessen hatte Albrecht, Herzog von Sachsen, den M. als Statthalter in den Niederlanden zurückgelassen, die von Philipp von Cleve fortwährend genährten Unruhen nicht nur gestillt, sondern auch die aufrührerischen Städte, Brügge und Gent, gedemüthigt und mehrere Bürger, die sich einst persönlich an M. vergangen hatten, hinrichten lassen. M. dachte schon längst auf eine neue Heirath; er hatte die reiche Erbin der Bretagne, Anna, zur Braut und ließ sie sich anfangs 1498 durch Procuration des Prinzen von Oranien antrauen. Karl VIII., König von Frankreich, bemächtigte sich aber der Braut und heirathete sie im Dec. 1491, lüstern nach der reichen Erbschaft selbst,

schickte dagegen M. seine ihm verlobte Tochter, Margarethe, die bereits an seinem Hofe lebte, zurück. M., über diesen Doppelschimpf aufs Aeußerste aufgebracht, schloß mit den Königen von England und Aragonien ein Bündniß gegen Frankreich; vergebens suchte er indessen die Schweizer zur Theilnahme an demselben bewegen, die versprochene Reichshülfe blieb aus. Heinrich VII. schloß, nachdem er Boulogne belagert hatte, einen Separatfrieden mit Frankreich, Aragonien ließ sich durch die Abtretung von Roussillon und Cerdagne zu einem gleichen bewegen. M. stand endlich allein auf dem Kampfplatz u. mußte zufrieden sein, daß der Frieden zu Senlis den 23. Mai 1493 zu Stande kam, durch den sein Sohn Philipp die Margarethen einst zur Mitgift versprochenen Grafschaften Artois, Burgund u. Charolois erhielt. Hesdin, Aire und Bethune sollten besetzt bleiben, bis der Erzherzog Philipp das 20. Jahr erreicht hätte. Nach seines Vaters, Friedrichs III., Tode (19. Aug. 1493) trat M. die Regierung als Kaiser in Deutschland an. Die Vertreibung der Türken, die, 10,000 M. stark, bis Laibach streiften, war seine erste Waffenthat. Im März 1494 vermählte er sich mit Blanca Maria, Schwester von Johann Galeazzo, Herzog von Mailand, welche ihm eine reiche Mitgift mitbrachte. Dennoch fand diese Heirath, weil die neue Kaiserin aus einem Geschlecht entsprossen war, wo der Stifter ein Bauer, der Vater u. Großvater aber Bastarde waren, bei den deutschen Fürsten großen Widerspruch. Nach der Vermählung begab sich M. nach Löwen und übergab dort seinem mündig gesprochenen Sohne die Regierung der Niederlande. Darauf wendete er sich gegen Karl, Herzog von Geldern, der sich dieses Landes eigenmächtig bemächtigt hatte, ward aber durch andere wichtige Dinge in Italien abberufen u. übergab den fernern Krieg Albrecht, Herzog von Sachsen, der auch bald die Gelderner zu Paaren trieb. In Italien hatte nämlich Karl VIII.

einen siegreichen Zug nach Neapel unternommen, M. schloß ein geheimes Bündniß mit dem Papst, Mailand, Aragonien, Venedig u. seinem Sohne Philipp. Auf dem Reichstage zu Worms 1496 verlangte er die Hülfe des Reichs zu diesem Zuge nach Italien, belehnte Ludwig Sforza feierlich mit dem Herzogthume Mailand, erlangte aber, nachdem das Faustrecht durch den allgemeinen Landfrieden (s. d.) abgeschafft und das Reichskammergericht eingesetzt worden waren, nur eine geringe Hülfe an Geld, eine stärkere an Mannschaft. Nur 3000 statt 9000 Mann, die er versprochen hatte, konnte er seinen Bundesgenossen zu Hülfe senden; diese waren aber hinreichend, indem Karl VIII., durch das gegen ihn geschlossene Bündniß erschreckt, sich schleunig zum Rückzuge aus Neapel und Italien entschloß. M. ging aber auf die Nachricht von einem zweiten projectirten Einfall der Franzosen in Italien, nach einem zu Lindau gehaltenen Reichstage 1497, mit 500 Reitern und 8 Compagnien Fußvolk, unter dem Vorwande, sich zu Rom zum Kaiser krönen zu lassen, nach Italien. Obgleich der Einfall der Franzosen nicht Statt fand, unternahm er doch, um die den Franzosen beigetretenen Florentiner zu strafen, die Belagerung Livorno's, mußte aber dort, obwohl von den Genuesen zur See unterstützt, doch von den Venetianern verlassen, mit Schimpf abziehen und ging im Dec. 1496 über die Alpen zurück. Bei seiner Rückkehr verwickelte ihn ein Streit seines Sohnes Philipp mit Frankreich um Hesdin, Aire und Bethune und andere von Burgund abgerissene Besitzungen in einen neuen Krieg mit diesem Staate. M. fiel 1498 in Burgund ein; hier zeigten sich aber Meutereien unter seinen Truppen, die Kaiserlichen mußten zurückweichen, und da Ludwig XII., Karls VIII. Nachfolger, den Frieden wünschte, um Mailand ungestört bekriegen zu können, so kam bald (21. Juli 1499) der Friede zu Stande, in dem Philipp die streitigen Städte erhielt. Der

Krieg um Geldern, das eine schiedsrichterliche Commission dem Herzoge Karl v. Egmont abgesprochen, und mit dem M. 1495 seinen Sohn Philipp belehnt hatte, nahm die Thätigkeit des Kaisers in Anspruch; doch kam schon 1499 unter Frankreichs Vermittelung ein Vertrag, der die Streitfrage ordnete, zu Stande. In demselben Jahre war der Krieg gegen die Schweizer, die M. als Reichsglieder zum Beitreten zum Kammergericht und zur Stellung von Mannschaft in den Reichskriegen zwingen wollte, und, da sie sich dessen weigerten, mit der Acht, der Papst aber mit dem Bann belegte, zunächst durch die Grenzstreitigkeiten zwischen Tyrol und Graubündten ausgebrochen. Vergebens hinterließ M., den die vorerwähnte geldernsche Streitfrage nach den Niederlanden rief, Befehl zu gütlicher Ausgleichung, die Schweizer bestanden vielmehr den Krieg mit Glück. Zwar ging es, als M. selbst vom Niederrhein beim deutschen Heere angekommen war, etwas besser; doch gab M. nach der Niederlage des Grafen von Fürstenberg bei Dorneck den dringenden Vorstellungen des von Frankreich bedrohten Herzogs von Mailand Gehör, und dieser vermittelte d. 22. Sept. 1499 zu Basel den Frieden, der eigentlich die Unabhängigkeit der Schweiz zuerst förmlich aussprach. Ludwig XII. hatte unterdessen Mailand angegriffen. Mit Unmuth mußte M., da er fruchtlos auf dem Reichstage zu Augsburg von den Reichsständen Beistand forderte, die ihm vielmehr im J. 1500 ein Reichsregiment zur Seite stellten, was jedoch glücklicher Weise nur bis 1502 bestand, Ludwig XII. in Besitz von Mailand setzen und von da weitere Unternehmungen gegen Neapel fürchten. Ludwig hatte sich zur bessern Ausführung seiner Pläne mit dem Papst, Venedig und Savoyen verbunden, er verband sich auch noch zum Verderben Neapels mit Ferdinand dem Katholischen von Aragonien und projectirte 1501 eine Theilung von Neapel mit ihm. (Der Schluß d. Art. folgt im nächsten Bändchen.)

Ende des sechsunddreißigsten Bändchens.